

REGNUM

Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

Aus dem Inhalt:

Terrorismus – Ursachen und
Überwindung

E. Monnerjahn
Pater Kentenich: Predigten 1910–1912

J. Kentenich
Vortrag vom 25. Januar 1906

Joh. Müller
Orientierung zur Meditations-
bewegung

Blick in die Zeit

Buchbesprechungen

Inhalt:

Terrorismus: Ursachen und Überwindung

Engelbert Monnerjahn

Pater Kentenich: Predigten 1910–1912

Jos. Kentenich

Ich bin gekommen, Feuer auf die Erde zu bringen, und was will ich anders, als daß es brenne

Johannes Müller

Der Weg nach innen – Eine Orientierung zur Meditationsbewegung

Diskussion um den Zölibat neu aufgeflammt

Überblick über die Schriften des Dieners Gottes Joseph Kentenich

Buchbesprechungen

REGNUM · Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung
ISSN 0341-3322

Schriftleitung: Dr. Engelbert Monnerjahn

Anschrift der Schriftleitung: 5414 Vallendar-Schönstatt, Postfach 120

Verlag: Patris Verlag, 5414 Vallendar-Schönstatt, Postfach 120

Herstellung: Neuwieder Verlagsgesellschaft, Neuwied

Bestellungen und geschäftliche Mitteilungen sind an den Verlag, Manuskripte und Anregungen an die Schriftleitung zu richten. Unverlangt zur Besprechung eingesandte Bücher werden u. U. nur kurz angezeigt.

Erscheint vierteljährlich. Preis des Abonnements DM 17,60 zzgl. Porto, in der Schweiz Sfr. 18,00 zzgl. Porto. Preis des Einzelheftes DM 5,—.

Terrorismus: Ursachen und Überwindung

Der Terrorismus, der seit einigen Jahren die Bundesrepublik Deutschland verunsichert und in den verflossenen Monaten zu Gewalttaten von unerhörter Brutalität eskalierte, kann nicht aus einer einzigen Ursache erklärt werden. Ein Gewirre von Faktoren, Entwicklungen, Strömungen, Versäumnissen hat dazu beigetragen, bis der Boden und das Klima bereitet waren, ohne die derart extreme Auswucherungen eines blanken Nihilismus nicht möglich sind.

Unter unbefangenen Beobachtern besteht kein Zweifel, daß an den Anfängen der terroristischen Bewegung entscheidend neomarxistische Ideen, Theorien und Handlungsmodelle wie die Herbert Marcuses standen. Zwar hat Marcuse sich inzwischen von den geschehenen Verbrechen distanziert. Immerhin aber hatte er 1965 in einem Essay über „Repressive Toleranz“ „unterdrückten und überwältigten Minderheiten“, wenn „die gesetzlichen Mittel sich als unzulänglich herausgestellt haben“, das Recht auf Gewaltanwendung eingeräumt. Damals schrieb er: „Wenn sie (die unterdrückten und überwältigten Minderheiten) Gewalt anwenden, beginnen sie keine neue Kette von Gewalttaten, sondern zerbrechen die etablierte. Da man sie schlagen wird, kennen sie das Risiko, und wenn sie gewillt sind, es auf sich zu nehmen, hat kein Dritter, am wenigsten der Erzieher und Intellektuelle, das Recht, ihnen Enthaltung zu predigen.“

Mindestens ebenso sehr wie einzelne zeitgenössische Denker hat die immer mehr zur Herrschaft drängende Mentalität einer völlig einseitig verstandenen und gepredigten Emanzipation dem Terrorismus den Weg geebnet. Man redete einer Freiheit das Wort, die nur „Freiheit wovon“, nicht jedoch auch „Freiheit wozu“, das heißt Bindung und Verantwortung, sein sollte. Hand in Hand damit ging eine lautstarke Propaganda für eine antiautoritäre Erziehung einher, die den Konflikt zur Grundkategorie aller gesellschaftlichen Veränderung und den Kampf, die Anwendung von Gewalt, als unvermeidlich und geboten erklärte. Nicht geringen Einfluß auf die Bildung der Terroristenszene dürfte die fortschreitende Herabsetzung und Zerstörung unersetzlicher Werte und eines gemeinsamen Wertkonsenses in der Gesellschaft der Bundesrepublik ausgeübt haben, bis hin zur Verletzung der Heiligkeit des menschlichen Lebens, wie sie in der Legalisierung der Abtreibung durch den Staat vorliegt. In diesem Zusammenhang muß weiter die Mißachtung und Verhöhnung von moralischen Grundhaltungen wie Ehrfurcht, Schamhaftigkeit und Keuschheit genannt werden. Dadurch ist eine sexuelle Enthemmung möglich geworden, die alles andere als eine Befreiung, vielmehr eine tiefreichende Brutalisierung darstellt.

Eine weitere Ursache für die Entstehung des Terrorismus dürfte höchstwahrscheinlich darin liegen, daß nicht wenige Terroristen aus Familien kommen, die nicht intakt waren, und zwar deswegen nicht intakt, weil die Eltern ihren Kindern nicht jene geistige Orientierung vermittelten, ohne die ein Mensch auf die

Dauer nicht menschenwürdig und menschlich zu leben vermag. Hierbei ist vor allem an jene Erfahrung elterlicher Liebe zu denken, die schon im Kinde die Liebe als die Grundkraft im Menschen weckt und zugleich zum Glauben an die Liebe, an die göttliche Liebe hinter dem einzelnen menschlichen Leben und der ganzen Menschheitsgeschichte verhilft. Mit anderen Worten: Man muß annehmen, daß diese jungen Menschen entweder überhaupt nicht oder nur ungenügend mit der zentralen Botschaft Christi und des Christentums vertraut gemacht worden sind. Dies trifft, wie sich inzwischen enthüllt, in einem bestürzenden und nicht leicht zu korrigierenden Maße auf weiteste Kreise der jungen Generation von heute zu. Der materielle Aufbau nahm die Väter und Mütter der Nachkriegszeit in Deutschland so ausschließlich in Anspruch, daß der nicht weniger notwendige geistig-religiöse Aufbau fast vollständig in den Hintergrund geriet. Und als der Wiederaufbau in die wirtschaftliche Blüte der fünfziger und sechziger Jahre übergang, verringerte sich die Chance einer geistig-religiösen Erneuerung bis zum Nullpunkt. Das aber bedeutet: Die jungen Menschen wuchsen ohne Glauben an den göttlichen Sinn ihres Lebens und der Welt als Schöpfung Gottes auf. Im Horizont der Sinnlosigkeit und der Verzweiflung aber, in dem sie leben, ist der Terrorismus nicht nur möglich, sondern eine tief gründende Konsequenz.

Hält man sich diese Tatsachen, dieses grundlegende Manko vor Augen, dann wird deutlich, was vor allem geschehen muß, um den Terrorismus wirksam, von innen her zu überwinden. Sicher, der Staat muß in seinem Bereiche das Seine tun. Er muß zum Beispiel die Autorität ausüben, die ihm zukommt, wenn er verhindern will, daß die Macht in die Hand von Verbrechern gerät. Was aber besonders nottut, das ist die Erneuerung der christlichen Familie als Ort und Raum, wo die zentrale Botschaft von Gott als Vater, von seiner väterlichen Liebe und Vorsehung gelebt und dadurch erfahren wird. Auf diesem Wege lernt der Mensch an sich selber und an einen Sinn in seinem Leben glauben. Nur so auch wird die Welt aus einer chaotischen Vielheit zum Kosmos, zum geordneten Ganzen, auf dessen Vorstellung der Mensch zu seiner Existenz angewiesen ist.

In der Schaffung und Förderung solcher Familien liegt die große Aufgabe der Kirche, ihrer Seelsorge, ihrer Bildungseinrichtungen und Vereinigungen. Darüber hinaus gilt es, die Kirche und die Christen von neuem für die Heraufführung einer christlich geprägten Gesellschaft zu mobilisieren. Der Verzicht auf eine Gestaltung der Gesellschaft aus dem Geiste des Christentums, den man in den letzten zwanzig Jahren in Europa allzu bereitwillig übte, darf nicht fortgesetzt werden. Die marxistische Zukunftsvision darf nicht das einzige Leitbild sein, für das junge Menschen sich engagieren können.

Pater Kentenich: Predigten 1910 - 1912

Von Engelbert Monnerjahn

In der zweiten Oktoberhälfte des Jahres 1912 – das genaue Datum ließ sich bis jetzt nicht ermitteln – war Pater Kentenich zum Spiritual des Studienheimes Schönstatt ernannt worden. Sonntag, den 27. Oktober, hielt er vor den Schülern der Oberklassen seinen ersten Vortrag, den er in der Überschrift als „Programm“ bezeichnete. In der Dokumentensammlung „Unter dem Schutze Mariens“ aus dem Jahre 1939 wird mit Recht bemerkt, daß dieser Vortrag bereits alle charakteristischen Merkmale des künftigen Schönstattwerkes erkennen lasse: „die Verwurzelung im Vorsehungsglauben und das Ideal der Werktagsheiligkeit sehr deutlich, die spätere Bindung an das Heiligtum (der Dreimal wunderbaren Mutter von Schönstatt. Der Verf.) wenigstens ansatzweise in der marianischen Prägung des ausgerufenen Ideals: Wir wollen lernen, uns unter dem Schutze Mariens selbst zu erziehen zu festen, freien priesterlichen Charakteren“ (1. Aufl., Paderborn 1939, S. 28). Tatsächlich erhielt der Vortrag Pater Kentenichs vom 27. Oktober 1912 im Laufe der folgenden Jahrzehnte wegen seiner Bedeutung für die Schönstattgeschichte den Namen „Vorgründungsurkunde“.

Eine andere Frage, die sich dem interessierten Erforscher der Frühgeschichte des Schönstattwerkes stellt, lautet: Muß man den Vortrag vom 27. Oktober 1912 sozusagen als „Blitz aus heiterem Himmel“ betrachten? Stellt er einen erraticen Block dar? Oder kündigte sein Inhalt, sein „Programm“ sich in den vorausgehenden Jahren, in der vorausgehenden Wirksamkeit Pater Kentenichs in irgendeiner Weise an? Diese Frage darf man um so berechtigter erheben, als Pater Kentenich die Zielgestalt des „neuen Menschen in der neuen Gemeinschaft“, der er in dem Vortrag vom 27. Oktober 1912 Ausdruck gab, als eine ihm „angeborene Idee“ bezeichnete. „Was mir von Kindheitstagen vor Augen schwebte, ist: der neue Mensch in der neuen Gemeinschaft. Das war mir ganz klar, deine Lebensaufgabe ist: du mußt einen neuen Menschen, eine neue Gemeinschaft bauen...Soweit mein Bewußtsein geht, war mir das immer klar und selbstverständlich gewesen...Das war einfach ein Stück meiner Persönlichkeit, das ist einfach so in mich hineingekommen...“ (1950). Mußte, was „einfach ein Stück“ seiner „Persönlichkeit“ war, sich nicht schon vor der Vorgründungsurkunde vom 27. Oktober 1912 Ausdruck verschaffen?

Eine Quelle, die wir in dieser Hinsicht befragen können, wird von den Predigten gebildet, die Pater Kentenich zwischen seiner Priesterweihe am 8. Juli 1910 und der Ernennung zum Spiritual des Studienheimes Schönstatt im Oktober 1912 hielt. Soweit es sich bis jetzt übersehen läßt, stellen diese Predigten für den angegebenen Zeitraum die ergiebigste Quelle dar. Eine ganze Anzahl von ihnen sind uns in meist sehr exakten Entwürfen wortwörtlich erhalten. Die Biographie Pater Kentenichs (vgl. E. Monnerjahn, Pater Joseph Kentenich – Ein Leben für die

Kirche, S. 57 f.) gab dazu einige Hinweise, die aber mit Absicht keine vollständige Darstellung sein wollten. Dort wird auch gesagt, daß in diesen Predigten „schon die großen Linien bestimmend sind, die auch seine (d.i. Pater Kentenichs) spätere Tätigkeit als Gründer, Exerzitenmeister und Seelenführer kennzeichnen“. Im einzelnen wird genannt „der Glaube an Gott als Vater und an die Vorsehung Gottes; die mütterliche Erziehungsmacht und Güte Mariens; die Liebe als Zentralmotiv im göttlichen Handeln, die deswegen auch Zentralmotiv im Handeln des Gotteskindes werden muß; die Notwendigkeit, das Evangelium gemäß der Devise ‚Vox temporis - vox Dei‘ zu verkünden; die Erkenntnis, daß die moderne Welt sich immer deutlicher von Gott abwendet und zutiefst nach gotgleicher Allmacht strebt.“

Auf den folgenden Seiten sollen die Dinge eine umfassendere Beschreibung erfahren, damit so wenigstens von einer Seite her ein genauerer Einblick in einen Lebensabschnitt Pater Kentenichs, der bis jetzt relativ unbekannt war, möglich wird.

Predigtorte - Predigtthemen

Die ersten Predigten, die der Neupriester Joseph Kentenich hielt, fanden im Hunsrück, und zwar in der Gemeinde Hermeskeil, Bezirk Trier, und in Orten (Pfarreien) der Umgebung statt. Wir sind darüber gut informiert, weil Pater Kentenich auf der ersten Seite seiner Predigtentwürfe in einer kurzen Notiz festhielt, wann und wo er die Predigt jeweils gehalten hatte. Die meisten Predigtentwürfe benützte er nicht nur einmal und nur an einer Stelle, sondern an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Anlässen. So lauten zum Beispiel die entsprechenden Eintragungen auf dem Manuskript seiner ersten Predigt, die er kurz als „Herz-Jesu-Sermo“ bezeichnet: „Hermeskeil: bei den Schwestern XII. post Pent. /Sonntag nach dem 1. Herz-Jesu-Freitag August 1910“. Ferner: „Eitorf: Herz-Jesu-Freitag, 2. September 1910“. Und: „Diez: Mai 1911“. Schließlich: „Großholbach 1911“. Die genaue Datierung, die bei den beiden letzten Angaben fehlt, läßt sich im Falle Diez aus dem Aushilfebuch im Rektorat des Mutterhauses der Pallottiner in Limburg ergänzen. Danach fand die Predigt in Diez jedoch nicht im „Mai 1911“, sondern am 30. April 1911 statt und das Thema der Predigt war nach Pater Kentenichs eigenhändigem Eintrag „Herz Jesu: Liebe und Gegenliebe“.

Andere Orte im Hunsrück, in denen Pater Kentenich 1910 predigte, waren Geisfeld und Rascheid. An beiden Stellen predigte er über die öftere hl. Kommunion als Wunsch des Heilands. Auch in den folgenden Jahren 1911 und 1912 kam Pater Kentenich nach Hermeskeil und Umgebung. So predigte er am Fest Maria Himmelfahrt wieder in Hermeskeil und eine gute Woche später zum Fest des hl. Apostels Bartholomäus im benachbarten Kell.

Nach diesen Angaben muß Pater Kentenich in den Monaten, die auf seine Priesterweihe und Primiz folgten, häufig und wohl auch für längere Zeit vom Limburger Mutterhaus entfernt gewesen sein. Mit dem Beginn des neuen und für ihn letzten Studienjahres im Herbst 1910 wurde er wieder seßhafter. So sehen wir auch, daß er seine Aushilfen während dieser Zeit fast alle in der Diözese Limburg, meist sogar in der Nähe der Bischofsstadt oder in dieser selbst, leistet. An Allerheiligen 1910 hält er zwei Predigten im nahegelegenen Diez, eine davon in der Kirche des Zuchthauses. Vielleicht war es die Rücksicht auf die dortige Zuhörerschaft, die ihn das Thema wählen ließ „Allerheiligen als Heilmittel für das Zeitübel Willensschwäche“. Auch am 2. Adventssonntag (4. Dezember) 1910 predigte er wieder in Diez, diesmal über den hl. Franz Xaver, dessen Fest einen Tag vorher in der Liturgie gefeiert worden war. An zwei aufeinanderfolgenden Sonntagen des November 1910, am 6. und 13., wirkte er in der Pfarrkirche von Oberweyer/Westerwald. Anlaß dazu war das Fest des Kirchenpatrons, des hl. Leonhard, und die damit verbundene Dorfkirmes. Das erstemal predigte er über den hl. Leonhard als Vorbild der Freude, das zweitemal über die öftere hl. Kommunion.

Eine andere Westerwaldpfarrei, in die Pater Kentenich 1910/1911 mehrmals auf Aushilfe ging, war Großholbach bei Montabaur. Nach seinem Eintrag im Limburger Aushilfebuch predigte er dort am 11. Dezember 1910 über den öfteren Empfang der hl. Kommunion und am 19. März 1911 über den hl. Joseph als „Ideal unserer Selbsterziehung zum Leiden“.

Besonders oft wurde Pater Kentenich von seinen Obern in die am Fuß des Domberges, gleich neben der Residenz des Bischofs gelegene Limburger Stadtkirche zur Aushilfe geschickt. Laut Notiz auf seinen Predigtmanuskripten predigte er dort am Passionssonntag (2. April) 1911 (Thema: Früchte der Selbsterziehung zum Leiden), am 4. Sonntag nach Ostern 1911 (14. Mai) (über die Gottesmutter als Schützerin des Glaubens gegen den Islam) und am Fest Peter und Paul 1911 (Thema: Unfehlbarkeit des Papstes). Darüber hinaus leistete er weitere Aushilfen in der Stadtkirche am Fest Maria Heimsuchung 1911 (Thema: Maria Quelle der Freude) sowie vierzehn Tage später am Feste der Muttergottes vom Berge Karmel (16. Juli).

Mit der Versetzung nach Ehrenbreitstein und dem Umzug dorthin am 18. September 1911 verlagerte sich seine Aushilfs- und Predigtstätigkeit von neuem in die Diözese Trier. Das Allerheiligenfest 1911 sieht ihn in der Kapelle des Brüderhauses (heute St. Josefskrankenhaus) in Koblenz. Gegenstand seiner Predigt war die hl. Eucharistie als „Quelle, Lebensprogramm und Kraft des christlichen Lebens“. Am 19. November 1911 stellt er in Cues an der Mosel, der Heimatstadt des berühmten Kardinals Nikolaus von Cues, der dortigen Pfarrei ihren Kirchenpatron, den hl. Brictius, als Mann des Vorsehungsglaubens vor Augen. Das gleiche Thema vom Vorsehungsglauben behandelt er in der Silvesterpredigt

1911 in der Kapelle der Franziskanerinnen in der Koblenzer Eltzerhofstraße und am Fest des hl. Sebastian (20. Januar) 1912 in der Pfarrkirche zu Sayn. Zwei Predigten über die hl. Kommunion (Die öftere hl. Kommunion als Wunsch des Heilands; die Einheit der menschlichen Natur und der menschlichen Gesellschaft als Wirkung der hl. Kommunion) hält er am 17. März 1912 in Bingerbrück, dem alten Rupertsberg, wo im Hochmittelalter die hl. Hildegard Äbtissin war. Über die Wirkung der hl. Kommunion im Einzelmenschen und zugunsten der menschlichen Gesellschaft hatte er schon am 14. Dezember 1911 in der idyllisch gelegenen Soonwald-Pfarrei Dörrebach-Seibersbach gepredigt.

Am häufigsten war Pater Kentenich – seinen eigenen Notizen zufolge – in der Pfarrkirche von Rheinbrohl, zwischen Neuwied und Linz am rechten Rheinufer gelegen, tätig. Hier predigte er am 8. Dezember 1911 über die Unbefleckte Empfängnis der Gottesmutter als Frucht des Blutes Christi. Desgleichen sah ihn der 4. Adventssonntag und das Weihnachtsfest 1911 in Rheinbrohl auf der Kanzel („Weihnachten: Hochfest der Freude“). Auch später kehrte er dorthin zurück, so am 20. Juni 1913, zur Predigt bei einem Missionsfest, verbunden mit einer Missionsausstellung.

Natürlich predigte Pater Kentenich auch in der Kapelle des Ehrenbreitsteiner Studienhauses der Pallottiner; so am 30. Dezember 1911 und am darauffolgenden Tag zum Jahresschluß; ferner am Fest Peter und Paul 1912.

Im November 1911 – das genaue Datum ist leider nicht angegeben – machte Pater Kentenich eine Aushilfe im Koblenzer Gefängnis in der Karmeliterstraße. Seine Predigt galt der „Selbsterziehung zum Leiden“ unter dem Gesichtspunkt des Segens, der aus dem Leiden hervorgeht, seiner sühnenden und heilenden Kraft. Genau dreißig Jahre später, im Herbst 1941, betrat er wieder die gleiche Gefängniskapelle, aber nicht, um darin als Priester den Sonntagsgottesdienst zu halten, sondern als Gefangener der hitlerschen Geheimen Staatspolizei.

Systematischer Überblick

Das häufigste Thema der Predigten Pater Kentenichs in den ersten beiden Priesterjahren war die hl. Eucharistie. Hierzu sind sechs Predigtmanuskripte erhalten. Entsprechend der pastoralen Absicht des damaligen Papstes Pius' X. predigte er vor allem über den öfteren, den täglichen Empfang der hl. Kommunion – so in Geisfeld bei Hermeskeil am 25. September 1910 (19. Sonntag nach Pfingsten), im benachbarten Rascheid, in Hermeskeil selbst (16. Oktober 1910, 22. Sonntag nach Pfingsten), am 23. Oktober 1910 (23. Sonntag nach Pfingsten) in Diez, am 13. November 1910 (26. Sonntag nach Pfingsten) in Oberweyer, am 11. Dezember 1910 (3. Adventssonntag) in Großholzbach, an einem nicht näher bezeichneten Tag in Eitorf, am 24. Dezember 1911 (4. Adventssonntag) in Rheinbrohl, am 17. März 1912 in Bingerbrück und während der Fastenzeit 1912 in Daun/Eifel. Das erste Motiv, das er in diesen Predigten für den häufigen Emp-

fang der hl. Kommunion anführte, war der Wunsch Christi, der ihm aus zwei Umständen klar hervorging: aus der Wahl der Brotsgestalt und aus den Einsetzungsworten „Nehmet hin und esset“. Ein anderes wichtiges Motiv legte er in der Predigt über die hl. Eucharistie als Quelle des christlichen Lebens dar (Koblenz, Brüderhaus, Allerheiligen 1911; Ehrenbreitstein, Hauskapelle der Pallotiner 1912; Neuwied Schwestern [wohl Franziskanerinnen von Waldbreitbach im Elisabeth-Krankenhaus]). Unter diesem Gesichtspunkt enthält die hl. Eucharistie das ganze christliche Lebensprogramm und schenkt zugleich die Grundkraft, um dieses Programm zu verwirklichen: die göttliche Liebe. Eine dritte eucharistische Predigt beschäftigt sich, wie oben schon kurz gesagt wurde, mit einer der schönsten Wirkungen der hl. Eucharistie, mit der Einheit. Die hl. Kommunion heilt eine doppelte Zerrissenheit: die in der einzelnen menschlichen Natur und die in der menschlichen Gesellschaft, auch und gerade in der modernen Gesellschaft mit ihren Klassengegensätzen und Klassenkämpfen (Koblenz Barakloster 4. Dezember 1911; Ehrenbreitstein Hauskapelle 30. Dezember 1911; Bingerbrück 17. März 1912 und auch noch später: so in Plaidt, Januar 1913, Hillscheid, 1. Fastensonntag 1913 und in Graach/Mosel, Juni 1913). Eine Predigt über die hl. Eucharistie als Opfer hielt er am 1. Fastensonntag (5. März) 1911 in Diez. Sie fußt auf einer Disposition, in der er das hl. Meßopfer im Lichte des Naturrechts betrachtet. Danach hat der Mensch von Anfang an Gott aus verschiedenen Motiven Opfer dargebracht, unter denen zwei ein besonderes Gewicht haben: 1. das Bewußtsein der vollständigen Abhängigkeit von Gott; 2. das Bewußtsein seiner Schuld. Beide Motive wendet er auf das hl. Meßopfer an, um bei seinen Zuhörern ein vertieftes Verständnis zu erreichen.

Je vier Predigten Pater Kentenichs aus den Jahren 1910-1912 sind der Gottesmutter und dem Thema der Selbsterziehung gewidmet.

Die erste marianische Predigt mit dem Titel „Mutter Gottes in der Geschichte“ geht auf den Vortrag zurück, den Pater Kentenich am Feste Regina Apostolorum (8. Mai) 1910 als Diakon vor der Gemeinschaft des Limburger Mutterhauses hielt. Ihr Text wurde vor einigen Jahrzehnten bereits der Öffentlichkeit zugänglich gemacht (s. „Unter dem Schutze Mariens“, 1. Aufl., 1939, S. 45-56). Pater Kentenich legt darin anhand der Geschichte der Kirche, besonders ihrer Glaubenskämpfe, seine Überzeugung dar, daß Maria, wie er es später formulierte, „die Dauergefährtin und Dauergehilfin“ Christi bei seinem ganzen Erlösungswerk bis an das Ende der Tage ist. Die Predigt wurde das erstemal in Hermeskeil, vermutlich bei dem Aufenthalt dort im Sommer 1910, ferner am Fest Maria Verkündigung 1911 in Niederbrechen sowie am 14. Mai (4. Sonntag nach Ostern) 1911 in der Limburger Stadtkirche gehalten. Da der ursprüngliche Text, wie er in dem Vortrag vom Feste Regina Apostolorum vorliegt, ziemlich um-

fangreich ist, beschränkte Pater Kentenich sich bei den Predigten auf ausgewählte Teile.

Ebenfalls in Hermeskeil, und zwar am Feste Maria Himmelfahrt 1911, predigte Pater Kentenich über „Maria unsere Mutter“. In ihr begründet er seine Überzeugung von Maria als der Dauergefährtin und Dauergehilfin Christi mit dem Testament des sterbenden Erlösers am Kreuz bei Johannes 19, 25-27: „Frau, siehe deinen Sohn.“ Mit diesen Worten übertrug der Heiland, wie Pater Kentenich bereits damals ausführte, ein Amt: „Alle Menschen sollen von nun an statt meiner deine Kinder sein. . . Alle Menschen sollen dich von nun an als ihre Mutter lieben und ehren.“ „Maria erhielt mit dem Mutteramt auch die Zartheit, Tiefe und Kraft der Mutterliebe und (der) mütterlichen Gewalt.“

Die dritte Marienpredigt Pater Kentenichs, gehalten am Fest der Immakulata 1911 in Rheinbrohl, war zugleich eine eucharistische Predigt, und damit ein frühes Zeugnis für die organische Ganzheitsschau, mit der er die Beziehungen der Gottesmutter zu ihrem Sohne erfaßte. Pater Kentenich erklärte die Gnade der Unbefleckten Empfängnis anthropologisch als Bewahrung vor innerer Zerrissenheit, als vollkommene Harmonie aller menschlichen Strebekräfte unter der Herrschaft des freien Willens. Diese Gnade ist „eine Frucht des Blutes Christi“, denn wie die Lehre der Kirche betont, wurde Maria im Hinblick auf den Opfertod ihres Sohnes vor der Erbschuld bewahrt. Das gleiche Blut Christi aber empfangen wir in der hl. Eucharistie, die darum fähig ist, unsere erbsündliche Zerrissenheit zu heilen und die vollkommene Harmonie unserer Strebekräfte zu bewirken. Darum klang die Immakulatapredigt in einer Einladung zur öfteren und täglichen hl. Kommunion aus.

Die vierte Marienpredigt ist nicht datiert; wir wissen auch nicht, wo Pater Kentenich sie gehalten hat. Wohl geht aus dem Wortlaut des Manuskripts hervor, daß es sich bei dem Anlaß der Predigt um die Feier der Aufnahme von jungen Kandidatinnen in die Marianische Kongregation handelt. Was er dabei in den Mittelpunkt seiner Darlegungen stellt, läßt uns verstehen, weshalb er, Spiritual des Studienheims Schönstatt geworden, sich nicht damit begnügte, unter den Studenten einen Missionsverein zu gründen, sondern auf die Errichtung einer Marianischen Kongregation zielte. Die Marianische Kongregation ist für ihn nach dieser Predigt vor allem eine „Hochschule der christlichen Freiheit“. Diese Idee lag ihr von Anfang an zugrunde. „Hochschule der christlichen Freiheit“ war sie in ihren besten Zeiten. „Hier haben sie (die Mitglieder der Kongregation) gelernt, das blühende Paradies ihrer Jugendzeit zu erhalten, hier wurden sie erfolgreich angeleitet, sich selbst zu erziehen zu ganzen Menschen, zu wachsenden Menschen, zu emporstrebenden Seelen, zu festen Charakteren, hier wurden sie Frauenideale mit goldenen Herzen und starken Grundsätzen.“ Jeder Kundige bemerkt ohne Schwierigkeiten, wie zentral für Pater Kentenich die Ideen sind, die sich hier zu Wort melden.

Die erste Predigt zu dem für Pater Kentenich charakteristischen Thema von der Selbsterziehung hielt er beim Gottesdienst des Allerheiligentages 1910 im Zuchthaus Diez. Den Leitgedanken kennen wir schon: „Allerheiligen als Heilmittel für das Zeitübel Willensschwäche“. Gleich am Beginn seiner Ausführungen beschrieb er das namhaft gemachte Zeitübel so: „Anerkanntermaßen besteht nämlich die eigentümliche Krankheit der heutigen Menschen in Abminderung und Niedergang der Willenskraft. Es fehlt an Charakteren, an Männern und Frauen mit festem Willen, die sich nicht vom Winde hin und her treiben lassen.“ Auch in diesen Worten spricht sich eine der tragenden Grundüberzeugungen Pater Kentenichs aus, der er in den folgenden Jahren bei seiner Arbeit als Gründer und Erzieher größte Beachtung schenkte.

Auch die am 5. und 12. Februar 1911, in der Vorfastezeit, in Diez gehaltenen Predigten über das „Leben nach dem Glauben als Quelle des Glücks“ sind Predigten zur Selbsterziehung. Ihren Leitgedanken formuliert Pater Kentenich in dem vorbereitenden Manuskript so: „1. Ein Leben nach den Leidenschaften ist eine Quelle des Unglücks, während 2. ein Leben nach dem Glauben wahrhaft unser Glück ausmacht.“ In der dritten Selbsterziehungspredigt, die er am 3. Fastensonntag (19. März 1911) in Großholbach hielt, wendete Pater Kentenich sich dem wichtigen Thema des Leids im Menschenleben zu. Leid und Selbsterziehung haben auf das engste miteinander zu tun, nicht nur deswegen, weil kein Mensch dem Leid enttrinnen kann, sondern zutiefst deshalb, weil im Plane Gottes für den einzelnen Menschen dem Leiden eine unersetzliche Rolle zugemessen ist. „Gott scheint ein echter Künstler, ein Bildhauer zu sein. Wir Menschen sind die groben, schweren Steinblöcke, die er zu herrlichen Bildsäulen, zu Zierden des Himmels bearbeiten will. Darum nimmt er den eisernen Hammer der Leiden in seine schlaggewandte Hand...“ Da auf diesem Fastensonntag zugleich das Fest des hl. Josef fiel, nahm er die Gelegenheit wahr, die Bildhauertätigkeit Gottes durch Kreuz und Leid im Leben dieses Heiligen aufzuzeigen und dabei auf die Notwendigkeit der rechten Mitarbeit des Menschen einzugehen.

In der gleichen Fastenzeit 1911 griff Pater Kentenich in einer anderen Predigt, und zwar am Passionssonntag (2. April) in der Stadtkirche Limburg, das Thema der Selbsterziehung zum Leiden noch einmal auf, diesmal, um den Segen des Leidens, seine sühnende und heilende Kraft, herauszuarbeiten. Wiederholt wurde diese Predigt am 16. April (Ostern) 1911 in Eitorf an der Sieg, im August 1911 in Hermeskeil und im November 1911 im Koblenzer Gefängnis.

Je zwei Predigten haben sich zum Thema Mission und über die Freude erhalten. Die erste Freudenpredigt, gehalten am 13. Sonntag nach Pfingsten (14. August) 1910 in Hermeskeil und in den folgenden Monaten bei Gelegenheit von Kirmessen in Queckenberg bei Rheinbach am 11. September und in Oberweyer am 6. November, stellt eine Widerlegung des Einwandes dar, daß das Christentum freudenfeindlich sei. Pater Kentenich weiß zwei unaufhörlich sprudelnde Freu-

denquellen freizulegen: die Christusliebe und die Kreuzesliebe. In dieser Predigt findet sich – wenigstens soweit sich dies bis jetzt feststellen ließ – zum erstenmal bei Pater Kentenich die Bestimmung der Liebe als vereinigende und verähnlichende Kraft. Ebenfalls macht er am Schlusse dieser Predigt Gebrauch von den später so oft zitierten Versen: „Und heult der Sturm und tobt der Wind/ und kracht der Blitze Feuer,/ ich denke wie des Schiffers Kind:/ Mein Vater sitzt am Steuer.“ Diese Verse tauchen zum erstenmal in einer Freudenpredigt auf, die Pater Kentenich als Klausurarbeit zum Abschluß des 3. theologischen Studienjahres verfaßt hatte und unter dem 11. Juli 1910, einen Tag nach seiner Primiz, von dem Homiletiklehrer des Limburger Scholastikates, Professor Linz, begutachtet wurde.

Die zweite Freudenpredigt wurde an Weihnachten 1911 in Rheinbrohl und ein Jahr später in Burgen an der Mosel vorgetragen. Pater Kentenich will darin „den Mittelpunkt, den Ausgangspunkt wahrer, beglückender Weihnachtsfreude“ aufzeigen, und das ist für ihn die Tatsache, daß in dem Kind von Bethlehem wirklich unser Erlöser auf Erden erschienen ist: 1. Dieses Kind „ist Gott und Mensch zugleich und darum allein fähig, uns zu erlösen; 2. es übernimmt und beginnt heute das schwierige Werk der Erlösung.“ Darum kann der Engel mit Recht zu den Hirten sprechen: „Annuntio vobis gaudium magnum = ich verkündige euch eine große Freude.“

Die eine der Missionspredigten hielt Pater Kentenich am 2. Adventssonntag (4. Dezember) 1910 in Diéz, die andere an Epiphanie (6. Januar) 1912 in Sayn. In der ersten zeichnet er die Gestalt des hl. Franz Xaver, dessen Fest nach dem alten liturgischen Kalender einen Tag vorher, am 3. Dezember, begangen worden war. Originell und für Pater Kentenich bezeichnend ist die Weise, wie Pater Kentenich seine Zuhörer in Sayn von der Notwendigkeit und Pflicht ihrer tätigen Mitwirkung beim Werke der Mission zu überzeugen sucht. Er leitet sie ab aus der Tatsache, daß wir (a) Gottes Untertanen und (b) die Testamentsvollstrecker Christi sind (wobei unter „Testament“ der Missionsbefehl Christi am Ende des Matthäus-Evangeliums gemeint ist). Es ist zutiefst der Geist der gliedhaften Mitverantwortung, der den ganzen Leib Christi, also auch die Laien, zur Mithilfe bei der Missionierung der Welt antreibt und antreiben muß: Die Kirche würde zugrundegehen, „wenn jedes Mitglied nur auf sich selbst bedacht wäre. Wie könnte die lehrende Kirche den Missionsbefehl des Heilands ausführen und das Gottesreich auf Erden erweitern, wenn die hörende Kirche, wenn der Laie sagen würde: ‚Ich Sorge nur dafür, daß ich ein lebendes Glied am mystischen Leibe Christi bleibe; was die anderen Glieder machen, das geht mich nichts an; noch viel weniger kümmere ich mich darum, ob und wie der Leib Christi durch Ansetzung neuer Glieder, durch Aufnahme der Heiden in die Kirche zunimmt an Wachstum und Vollendung.‘ Eine solche Sprache, eine solche Handlungsweise steht im grellen Widerspruche zum Wesen der Kirche.“

Unter den übrigen Predigten jener beiden Jahre ragen vor allem zwei hervor: eine, betitelt als „Herz-Jesu-Sermo“, zum erstenmal gehalten am 7. August 1910 (12. Sonntag nach Pfingsten) in Hermeskeil, und eine andere über die göttliche Vorsehung, gehalten am 19. November 1911 als Patroziniumspredigt in Cues. Der Hauptteil des „Herz-Jesu-Sermo“ wird von einem Text gebildet, den Pater Kentenich als Novize in Limburg anfertigte und laut eigenhändiger Notiz am 25. Januar 1906 (Fastnacht) in einem Kreise von Mitbrüdern vortrug. Der Grundtenor dieses frühen Vortrags und der späteren Predigt ist die Botschaft von dem Gott, der die Liebe ist, und vom Weltgrundgesetz der Liebe, als dessen einzigartiger Zeuge der Gottmensch Jesus Christus in die Welt gekommen ist. Über die göttliche Vorsehung predigen hieß für Pater Kentenich über den Gott des Lebens predigen, den Gott, der immer der Emmanuel, der Gott mit uns, ist und in allen Ereignissen unseres Lebens zu uns spricht. Der gesamte Inhalt der Predigt spiegelt sich in seinem Schlußteil, den Pater Kentenich in Bleistift dem in Tinte geschriebenen Text hinzufügt: „Andächtige Zuhörer! Ich bin am Schluß. Wir haben uns wieder überzeugt, daß es eine göttliche Vorsehung gibt. Wir haben uns überzeugt, daß der Glaube an die göttliche Vorsehung für unsere Zeit hochbedeutend, ja grundlegend ist. . . Unser fester Entschluß: ich will fortan arbeiten, als hinge alles von meiner eigenen Tätigkeit ab; ich will aber auch vertrauen, als käme es einzig auf die Hilfe Gottes (an).“

Fügen wir von den bisher noch nicht erwähnten Predigten kurz die Titel und Themen an: (1) Pfingsten (11. Juni) 1911 in Diez: Der Hl. Geist und seine Wirkungen im menschlichen Verstand und im menschlichen Willen; (2) die päpstliche Unfehlbarkeit (29. Juni 1911, Stadtkirche Limburg; 29. Juni 1912 Hauskapelle der Pallottiner Ehrenbreitstein); (3) der hl. Apostel Bartholomäus als Glaubensheld (Patroziniumspredigt in Kell bei Hermeskeil, August 1911); (4) Predigt zum Jahresschluß 1911 (Hauskapelle Ehrenbreitstein); (5) undatierte Weihnachtspredigt über die Sanftmut und Demut des Heilands; (6) undatierte Predigt über den Tod.

Zusammenfassender Durchblick

Wir sind am Beginn unserer Darlegungen von der Frage ausgegangen, ob man das „Programm“, das Pater Kentenich in seinem ersten Vortrag als neuernannter Spiritual des Studienheims Schönstatt, der „Vorgründungsurkunde“ des Schönstattwerkes, entwickelte, gleichsam als einen „Blitz aus heiterem Himmel“ und als einen erratischen Block betrachten müsse oder ob das „Programm“ mit seinen entscheidenden Elementen sich schon in der vorausliegenden priesterlichen Tätigkeit Pater Kentenichs ankündigte. Nach dem Einblick, den wir in die wohl reichhaltigste Quelle jener ersten Priesterjahre 1910 - 1912, in die Predigtmanuskripte Pater Kentenichs, genommen haben, können wir die Fest-

stellung treffen: Was die Vorgründungsurkunde enthält, was sie in charakteristischer Weise kennzeichnet, ihr pädagogisches Programm, ihr geistig-geistlicher und theologischer Horizont, aber auch ihr Denk- und Argumentationsstil, das meldet sich in den Predigten, die Pater Kentenich in den Jahren vorher seit seiner Priesterweihe am 8. Juli 1910 hielt, nicht nur deutlich zu Wort, sondern macht bereits die Substanz dieser Predigten aus.

Diese Feststellung können wir in den folgenden Punkten verdeutlichen:

1. In den Predigten findet sich klar ausgesprochen, was Pater Kentenich später seine „Weltanschauung“ nannte und was den Verstehens- und Handlungshorizont seines Lebens und Wirkens ausmacht: die Botschaft vom göttlichen Weltgrundgesetz der Liebe und von der göttlichen Vorsehung oder dem Gott des Lebens. Beide Botschaften finden nicht nur Ausdruck in der jeweiligen Predigt, die wir oben vorgestellt haben, sondern durchwirken, einmal ausdrücklich, ein andermal als stillschweigende Voraussetzung, als Atmosphäre auch die übrigen Predigten.
2. Die Predigten geben ein deutliches Zeugnis für die originelle – und bei aller Originalität ganz der Lehre der Kirche entsprechende – Schau Pater Kentenichs von der Stellung und Sendung Mariens, die in ihrem einzigartigen Verhältnis zu Jesus Christus und seinem Erlösungswerk gründet. Christus selber gibt seiner Mutter über seinen Tod hinaus einen amtlichen Dauerauftrag, durch den er sie zur Mutter seiner Gefolgschaft macht und sie mit der entsprechenden Fülle mütterlicher Liebe und Macht ausrüstet.
3. Das wohl auffälligste Charakteristikum an den vorgestellten Predigten Pater Kentenichs ist die Behandlung und Betonung der Selbsterziehung. Von ihr gilt im übrigen das Gleiche, was wir eben hinsichtlich der Botschaft vom Weltgrundgesetz der Liebe und vom Vorsehungsglauben sagten: Pater Kentenich spricht von der Selbsterziehung nicht nur in den Predigten, in denen er sie ausdrücklich thematisiert; das Thema von der Selbsterziehung zieht sich auch durch die anderen Predigten, besonders bei denen über die hl. Eucharistie und über die öftere hl. Kommunion. Man gewinnt dabei den Eindruck, daß Pater Kentenich in der Selbsterziehung der Christen schlechthin die große Aufgabe der Gegenwart sieht. In einer Zeit, in der christliches Milieu, christliche Atmosphäre immer mehr abhanden kommt bzw. schon total geschwunden ist, kann christliche Existenz, christliches Handeln seiner Meinung nach offenbar nur gesichert werden, wenn der Erziehung des Christen, der Erziehung zum Christen (auf der Basis von Natur und Gnade) eine lange nicht gekannte Priorität zuerkannt wird. Schon vor dem Ersten Weltkrieg galt für Pater Kentenich, daß dem, der in unserer Zeit die Menschen zu erziehen, zu formen versteht, die Zukunft gehört. Da-

her steht Pater Kentenich auch nicht an, die Kirche vorzüglich als Erzieherin zu sehen. Die Kirche ist geradezu eine von Gott gestiftete „Erziehungsanstalt“ (Predigt am Passionssonntag, 2. April, 1911 in der Stadtkirche Limburg). In der Einleitung der Predigt über den Tod sagt er: „Wie die Jugendzeit der Erziehung für den späteren Beruf gewidmet ist, so soll nach katholischer Auffassung das ganze Leben eine Erziehung für den Himmel sein. Und die berufene Erzieherin der Völker ist die Kirche.“

Man würde die Betonung der Selbsterziehung durch Pater Kentenich allerdings falsch auffassen, wenn man darunter lediglich eine Anstrengung des Menschen allein verstehen wollte. „Selbsterziehung“ bedeutet im Munde Pater Kentenichs nicht, daß der Mensch dabei alles „selbst“, d.h. allein, tut. Im Gegenteil: Der große Erzieher ist, wie wir gehört haben, der weise und gütige Gott oder, wie es eben gerade hieß, die Kirche, und der Mensch muß alles daransetzen, auf die Erziehungsabsichten und Erziehungstätigkeit Gottes und der Kirche einzugehen. Der Begriff der Selbsterziehung wird bei Pater Kentenich gebraucht zur Unterscheidung von der Fremderziehung und besagt, daß jeder Christ sich selbst als erziehungsbedürftig erkennen und in die Erziehungsschule Gottes begeben muß, wobei er freilich seine Mitarbeit nicht verweigern darf.

4. Das Idealbild dieser nach Pater Kentenich heute besonders geforderten Erziehungsarbeit ist niemand anders als der Gottmensch Jesus Christus. Christus muß in uns Gestalt gewinnen. Mit dieser Aufforderung des hl. Paulus meint Pater Kentenich es völlig ernst. Er formuliert dieses Ideal auch als „wahre christliche Freiheit“. So heißt es in einem Text zur Vorbereitung auf die Predigt im Barakloster Koblenz am 4. Dezember 1911: „Wir müssen uns selbst erziehen, wir müssen uns in die Schule ernster Selbstzucht nehmen, uns selber ganz und gar mit allen Fähigkeiten des Leibes und der Seele – jeden Tag, jede Stunde, jeden Augenblick bis zum Tode. Darin besteht unsere christliche Lebensaufgabe, wie sie uns von Jugend auf bekannt ist. Bekannt ist auch das Ziel dieser Selbsterziehung: die wahre christliche Freiheit, Freiheit von jeder selbstsüchtigen Beschränktheit und sinnlichen Gebundenheit, mit anderen Worten: Freiheit von der Sünde und Unvollkommenheit.“

5. Der Mensch, der sich auf das Ideal der christlichen Freiheit einstellt, ist zugleich der Mensch der gliedhaften Mitverantwortung für das Reich Gottes, für die Erfüllung des Missionsauftrags Christi, für das Heil seiner Mitmenschen. Damit ist schon in den Predigten Pater Kentenichs vor der Vorgründungs- und Gründungsurkunde Schönstatts klar der apostolische Zug, die apostolische Zielsetzung eingezeichnet.

6. Als weiteres charakteristisches Motiv der Predigten der Jahre 1910-1912 ist die Orientierung an den Stimmen der Zeit, die Offenheit für die Zeichen der Zeit

und ihre Deutung zu nennen. Ein Beispiel dafür ist die Eröffnung der Predigt zu Ehren des hl. Kirchenpatrons Brictius in Cues: „Ihr erwartet heute,“ so beginnt Pater Kentenich, „eine Lobrede auf Eueren Kirchenpatron, den hl. Brictius. Wie kann ich diese Erwartung befriedigen? Welches Thema muß ich wählen? Vox temporis vox Dei. Was Bedürfnis der Zeit ist, das ist die Stimme Gottes.“ Aus dieser Betrachtungsweise heraus entscheidet er sich dafür, über den Vorsehungsglauben zu predigen. Dieser Glaube gehört zu den Wahrheiten, mit denen der moderne Mensch nichts mehr anzufangen weiß, die er sogar ablehnt: „Gerade wegen des Glaubens an die göttliche Vorsehung erklärt man das Christentum als unbrauchbar für unsere Zeit mit ihrer hochgespannten Konkurrenz, mit ihrem unerbittlichen Ringen um Fortschritt und Vorrang.“ Aber eben die nicht mehr angenommene, die nicht mehr geglaubte Wahrheit von der Vorsehung Gottes: daß alle Haare unseres Hauptes von Gott gezählt sind, daß Gott das Steuer der Weltgeschichte wie des einzelnen Menschenlebens in der Hand hat, diese Wahrheit hat die Welt am meisten nötig. Erneut können wir in dieser Argumentation sehen, wie die typischen Kriterien seines pastoralen Handelns schon in den ersten Priesterjahren Pater Kentenichs wirksam sind.

7. Es fehlt schließlich nicht in diesen Predigten die Vorankündigung der für die Spiritualität Schönstatts grundlegenden Bundes- und Bündniskategorie. Sie bekundet sich in einer Formulierung wie der, daß unser Verhältnis zu Gott als Christen sich nicht nur aus der geschöpflichen Abhängigkeit von ihm, aus unserer Untertanenstellung, bestimmt, sondern daß wir Christi Testamentsvollstrecker sind (Epiphaniepredigt Sayn 1912). In der Predigt über den Vorsehungsglauben in Cues vom 19. November 1911 hatte es darüber hinaus ganz ausdrücklich geheißt: „Gott will nicht ohne uns arbeiten, er will uns zu Bundesgenossen haben.“

Ein wesentlicher Unterschied besteht indessen bei aller inhaltlichen Übereinstimmung zwischen dem „Programm“ der Vorgründungsurkunde Schönstatts und den Predigten der ersten Priesterjahre Pater Kentenichs: Vor der Ernennung zum Spiritual des Studienheimes Schönstatt konnte Pater Kentenich die in ihm lebendige pädagogische Konzeption nur mit seinem Wort verkünden, und dies auch nur an verstreuten Orten, vor einer Zuhörerschaft, mit der ein enger und längerer Kontakt nicht möglich war. Mit der Ernennung zum Spiritual hatte er den Platz und den Raum gefunden, um seine originelle Konzeption kompakt und kontinuierlich zu verkünden und, was noch wichtiger war, mit jungen, bildsamen Menschen zu verwirklichen.

Ich bin gekommen, Feuer auf die Erde zu bringen, und was will ich anders, als daß es brenne

Von. Jos. Kentenich

Vorbemerkung: Das Kernstück des in dem vorangegangenen Beitrag über die Predigten Pater Kentenichs 1910-1912 erwähnten „Herz-Jesu-Sermo“ bildet ein Vortrag, den der Novize Kentenich am 25. Januar 1906, im Alter von 20 Jahren also, vor seinen Mitbrüdern in Limburg hielt. Wir veröffentlichen diesen handgeschriebenen Text, der eines der ersten größeren Dokumente aus der Feder Pater Kentenichs darstellt, vollständig und unverändert. Lediglich die Fußnoten wurden von der Redaktion hinzugefügt.

Alle lebenden Wesen sind in ihrer Existenz mehr oder weniger von Bedingungen abhängig, teils von allgemeinen, teils von besonderen. Unter den allgemeinen nimmt wohl einen der ersten, wenn nicht den ersten Platz das Feuer ein und zwar in so hervorragender Weise, daß ohne dasselbe die ganze Weltordnung, wie sie jetzt besteht, undenkbar ist. Dem Feuer verdanken wir Licht und Wärme. Nimmt man das *Licht* hinweg, so stürzt man gewissermaßen die Gottheit vom Throne. Wozu dann alle Pracht in der sichtbaren Schöpfung, wozu die wunderbare Einrichtung der Augen? Für nichts! Gott hat plan- und zwecklos gehandelt und somit sein eigenes Wesen zerstört. Ohne Licht wäre die sichtbare Schöpfung eine Welt voll Schrecken, Graus und Tod. Woher sollten die Dinge ihre Bewegung und Fruchtbarkeit nehmen? Denn ohne Zweifel! das ganze wohlgestaltige Leben der Schöpfung führt und leitet das Licht an seinem goldenen Zügel. Blumen, Wolken und Sterne sind so lieblich, weil sie sich in seine Schönheit kleiden. Ohne *Wärme* wäre die Welt ein Eisklumpen, der alles organische Leben unmöglich machte. Hat der Dichter da nicht Recht, wenn er begeistert singt:

Feuer ist es, was die Sterne schimmern,
Feuer, was den Tag zum Tage macht.
Was der Nahrung rohen Stoff dem Gaumen
Zubereitet, ist die Kraft des Feuers.
Feuer ist es, was den Mann der Männin
Beigesellt und Menschen schafft.
Feuer, ja, belebt das All.
Nimm den Funken aus der Sonne,
Schleunigst sinkt zu Moder diese
Welt zusammen. (Platen)

Das ist die Bedeutung des Feuers im natürlichen Leben. Es gibt aber auch ein übernatürliches Leben, das Leben des Kindes Gottes in uns. Was das Feuer für das natürliche Leben, das ist die Liebe für das übernatürliche. Das ist das Feuer, das uns vom Himmel gebracht worden ist; das ist die Liebe, die große Vorbedingung alles übernatürlichen Lebens, jene Liebe, die Gott uns einerseits durch Jesus Christus erwiesen hat und die die Menschheit andererseits erwidern muß. Diese Liebe wollen wir nun kurz zum Gegenstand unserer Erörterung wählen, indem wir im ersten Punkte erwägen, daß Jesus Christus uns wirklich Feuer vom Himmel gebracht, daß er uns wirklich geliebt und Gegenliebe verlangt hat; im zweiten Punkte, wie dieses Feuer gezündet, wie diese Liebe Erwidierung gefunden hat.

Jesus Christus hat uns geliebt, und zwar in seiner doppelten Eigenschaft als Gott und Mensch. Wer möchte daran zweifeln!

Die Liebe besteht nicht in schönen Worten, auch nicht in zarten Gefühlen, sondern in Werken. Sind diese mit Opfern verbunden, so erstrahlt die Liebe im hellsten Glanze: denn die höchste und zugleich ergreifendste Äußerung der Liebe ist die Opferliebe. Legen wir diesen Maßstab an die Liebe des Gottmenschen, so müssen wir gestehen: Sein ganzes Leben ist ein ununterbrochener Beweis der edelsten und großmütigsten Opferliebe. Ja, die Liebe Jesu zu uns – hier stehen wir vor einem tiefen, unerforschlichen Abgrund, vor der geheimnisvollen Grundursache unseres eigenen Daseins und alles dessen, was wir haben und haben werden, ja vor der Grundursache alles Seins und alles Geschaffenen, vor dem Heiligtum der Gottheit selbst. „Gott ist die Liebe“, und Jesus Christus ist Gott. Alles ist durch ihn gemacht, alles unseretwegen. Mit ewiger Liebe hat er uns geliebt und uns voll Erbarmen an sich gezogen. Von Ewigkeit her hat er uns geliebt mit seiner göttlichen unerschaffenen Liebe. Aber das war ihm noch nicht genug. Er wollte uns auch mit einem menschlichen Herzen, mit menschlicher Liebe, mit wahrer Opferliebe lieben. Darum nahm er Knechtsgestalt an und wurde Mensch. Welch ein Liebesbeweis, welch ein Opfer! Er, der ewige, der unendliche Gott Himmels und der Erde, der über den Cherubim thront, Gott von Gott, Licht vom Licht, wahrer Gott vom wahren Gott, er, der wunderbare, der Friedensfürst, der Vater der kommenden Zeiten – er wird Mensch, nicht etwa in der Vollkraft des Mannesalters, nein: „Ihr werdet ein Kind finden, in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegend.“ Das ist der Herr der Welt. Es ist Winter. Der Wind ist kalt, die Krippe hart, das Stroh verursacht Schmerzen – durch die Stille der Nacht dringt das Wimmern eines Säuglings, eines armseligen Erdenwurmes. Ein Gott weint vor Kälte und Schmerz – aus Liebe zu uns. Seine Weisheit, seine Macht, seine Unermeßlichkeit, den Gebrauch seines Verstandes, der Sprache, der Kleider – alles hat er seiner Liebe zu uns Menschen zum Opfer gebracht.

Jedoch das war nur der Anfang, der erste Ring in einer unermesslichen Kette von Leiden und Entbehrungen. Kaum herangewachsen, ergreift er als Sohn eines Zimmermanns das Handwerk seines Pflegevaters. Die Liebe verlangt nach Verähnlichung mit dem geliebten Gegenstand. Darum nimmt er die Strafe, die Gott über das Menschengeschlecht verhängt (hat), auf sich und verdient sich wie der Ärmste aus uns das tägliche Brot im Schweiß seines Angesichts. Was hätte er während dieser langen Zeit bis zum 30. Lebensjahr nicht alles tun können! Der eingeborene Sohn Gottes, die Weisheit des ewigen Vaters, der Herr des Himmels und der Erde – er hätte die ganze Welt mit der Macht und Größe seiner Wunderwerke erfüllen, er hätte mit der Kraft seines Wortes und dem Zuge seiner Gnade die Herzen der Menschen umgestalten und für seine Lehre gewinnen, er hätte auf den Trümmern des Heidentums den Gottesbau seiner Kirche aufrichten und das Angesicht der Erde erneuern, er hätte die Liebe und Bewunderung der Völker werden können; und was tut er? Auf alles das verzichtend verschließt er sich in einem unbekanntem Winkel der Erde in die Werkstatt eines Handwerkers und arbeitet. Es kann nichts Rührenderes geben als diesen Anblick: Jesus zählt 16, 18 Jahre; er hält ein rohes Werkzeug in der Hand und arbeitet, daß der Schweiß ihm von der Stirne rinnt; er ist müde und setzt sich für einen Augenblick auf einen Balken, um etwas zu ruhen, und nimmt die unterbrochene Arbeit wieder auf; er hilft der Mutter in der Besorgung des kleinen Haushalts. Unser Gefühl sträubt sich fast gegen diesen Gedanken, und doch wird es etwas Gewöhnliches gewesen sein: Er wird in Sachen des Handwerks in verschiedene Häuser geschickt. Hier muß er Vorwürfe hören, dort trifft er wohlwollende Leute, sie bieten ihm die spärlichen Überreste ihres Mahles an, und er läßt sich herab, das Almosen anzunehmen. Was ist das für eine Erniedrigung! Der Herr arbeitet für seinen Knecht, und der, der alles gemacht hat, empfängt Almosen von seinem Geschöpfe.

Endlich ist er 30 Jahre alt geworden. Liebestrunken macht er sich auf den Weg, um seine verlorene Liebe zu suchen. Er sucht und sucht, als hätte er alles verloren, als könnte er ohne uns nicht glücklich sein. Trostlosigkeit und Trauer erfüllen das Herz des Hirten, dessen Schäflein sich verirrt hat; durch Berg und Tag erschallt der Ruf seiner Stimme; er steigt suchend über Stock und Stein. Das ist die Liebe und Freude des hl. Herzens. Müssen wir da nicht mit dem Psalmisten ausrufen: Preiset den Herrn, denn er ist gut, und seine Erbarmung dauert in Ewigkeit.

Aber noch nicht genug! Während die Welt den schwärzesten Undank gegen ihn begeht, gibt er ihr den größten Beweis seiner Liebe: Er setzt das allerheiligste Sakrament des Altares, das Sakrament der Liebe ein. Und welche Opfer hat diese Liebe ihn gekostet! In der Menschwerdung hat er sich entäußert bis zur Annahme der Kindesgestalt, hier bis zur Annahme der Brotsgestalt. Dort hat er seine Gottheit unter dem Schleier der Menschheit verborgen; hier hat er Gottheit und Menschheit unter dem Schleier des Brotes verborgen; hier hat er selbst

die natürliche Weise des Daseins und den naturgemäßen Gebrauch der Sinne geopfert – alles, alles nur aus Liebe zu uns.

Einige Stunden später hängt er sterbend am Kreuze. An vier Nägeln mit der ganzen Schwere seines Körpers hangend erfährt er drei qualvolle Stunden lang keinen Augenblick Ruhe und Linderung. Hält er sich an den Händen, so werden die Wunden der Hände gewaltsam erweitert; stützt er sich auf die Füße, so werden deren Wunden weiter aufgerissen; legt er sein hl. Haupt an den Kreuzesbalken, so dringen die Dornen tiefer in die Schläfe. Wenn ein Löwe beim unvorsichtigen Laufen durch den Wald sich einen Dorn in den Fuß stößt, so erfüllt er die ganze Umgegend mit seinem Geheul – so empfindlich ist der Schmerz. Jesus aber wurden viele Dornen ins Haupt gestoßen und schwere Nägel durch Hände und Füße getrieben – er trägt alles aus Liebe zu uns. Dazu kam ein brennender Durst und eine gänzliche Verlassenheit. „Mich dürstet“, entringt es sich seinen Lippen. Aber seine Liebe ist stärker als der Durst. Er trinkt nicht! Wohin er seinen Blick vom Kreuz aus richten mochte, alles vermehrte seinen Schmerz: die Mutter unter dem Kreuze, die in Mitleid sein Herz verwundet, das Volk auf dem Berge, das ihn verspottet, der Vater im Himmel, der ihn zu verlassen scheint. So groß ist das Gefühl der Verlassenheit, daß er klagend ausruft: „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen.“ Und nach drei langen, qualvollen Stunden neigt er das Haupt und stirbt – ein Opfer der Liebe. „Eine größere Liebe als diese hat niemand, als daß er sein Leben hingebe für seine Feinde.“¹

Diese Liebe hat Jesus für uns getragen, für einen jeden von uns. Doch was sage ich: er hat sie getragen. Nein, er trägt sie auch noch. Blicken wir um uns! Wo sind wir? Im Christentum, in der Kirche; ihre Lehren, ihr Sittengesetz, ihre Sakramente, ihre himmlischen Tröstungen und Verheißungen – das alles hat uns die Liebe dieses Herzens geschaffen, das alles hat er uns zugewendet. Wo sind wir? In einer Gesellschaft, die sich die Verehrung dieses Herzens besonders angelegen sein läßt, die uns tagtäglich anleitet, die kostbarsten Schätze aus diesem göttlichen Herzen zu heben.² In eine herrliche Welt natürlicher und übernatürlicher Güter, die wie eine Riesenblume aus seinem Herzen aufsproßte, sind wir mitten hineingestellt, da leben wir und sind glücklich im Genusse der Reichtümer unseres Gottes und werden geliebt, wie Kinder geliebt werden, und das alles soll nur ein Unterpand künftiger, unaussprechlicher, ewiger Güter sein. Liebt uns dieses göttliche Herz nicht? Wie wir die Gunst des Lenzes an seinen Blumen und Rosen testen können, so die Liebe Jesu an seinen Wohltaten. Kann es eine größere Wohltat, eine größere Liebe geben als sich dem Geliebten selbst zur Speise und zum Trank zu geben? Jesus hat es getan und tut es noch täglich in der hl. Kommunion. Gibt es eine Liebe ähnlich und vergleichbar an Reinheit, Edelsinn, an Tiefe und Kraft der Liebe des göttlichen Herzens Jesu! Ist es nicht das Herz des besten aller Menschen, das Herz des treuesten Freundes, des geliebten

Meisters, des Erlösers und Hohenpriesters, unseres Bruders, Königs, Gottes, das uns so sehr geliebt hat.

Liebe aber entzündet, verlangt Gegenliebe. So verlangt auch die Liebe des göttlichen Herzens Gegenliebe. Die erste Verkündigung vom Sinai erfolgte unter dem ganzen Aufgebot der Furchtbarkeit und des Schreckens, diese aber mit aller Macht und allem Aufgebot der Liebe und Menschenfreundlichkeit Gottes. Hier ist keine unsichtbare, unnahbare Macht der Gottheit, die uns unter Blitz und Donner, unter Posaunenschall und Androhung ewigen Verderbens zu lieben befiehlt; es ist ein Gott in Menschen-, in Brotsgestalt, der uns begegnet. Die Tafeln des Gesetzes sind nicht Erz, sondern sein Herz, ein menschliches, ein Herz, von Flammen umwallt, die das Wahrzeichen der Gottheit und der Liebe sind, ein Herz, umgeben von mildem Gnadenschimmer, der uns an unzählige himmlische Wohltaten erinnert, ein Herz von Dornen umwunden, vom Kreuze beschattet und durch eine Wunde zu Tode getroffen. Ist dieses Herz nicht geeignet, Gegenliebe zu erwecken! „Sohn, gib mir Dein Herz,“ tönt es uns bittend vom Tabernakel entgegen. Und wiederum: „Bleibet in mir, bleibet in meiner Liebe“, „Du sollst den Herrn, Deinen Gott, lieben aus Deinem ganzen Herzen.“ Das ist ja auch die Wiederholung des Aufgebots, das von Mund zu Mund der Apostel ging: „Wachset in der Liebe zu unserem Herrn“, „Lieben wir Gott, weil er uns zuerst geliebt“, „Wer den Herrn nicht liebt, sei Anathema.“ Ja, lieben wir Gott, lieben wir Jesus, lieben und verehren wir sein hl. Herz. In seiner Liebe kann das menschliche Herz vollkommen glücklich sein. Denn was will der Mensch denn eigentlich? Lieben; er hat ja ein Herz, und dafür ist Liebe Naturnotwendigkeit. Und was liebt er? Zunächst seinesgleichen. Denn der Mensch ist des Menschen Bedürfnis und Freude. Hier haben wir einen Menschen, ein wahres, reines Menschenkind, in allem uns ähnlich, ausgenommen die Sünde. Noch mehr und dringender als nach Menschenliebe verlangt das Menschenherz nach Gott, nach dem, wie der Psalmist sagt, „als dem Starken und Lebendigen unsere Seele dürstet“. Nun, hier haben wir unseren Gott, hier sind wir an dem letzten Ziel und Ende unserer Liebe. Hier, im Herzen Jesu ist unsere wahre älteste Herzensheimat.

Hat je ein Wesen so um unsere Liebe geworben wie dieses Herz? Wird es je ein Wesen tun? Unendlich sind die Ansprüche, die Jesus auf Gegenliebe von seiten der Menschen hat. Sollte man da nicht meinen, es könnte keine glücklichere und glorreichere Liebe geben als die des Gottmenschen; alle Welt müßte dieser Liebe mit begeisterter Hingebung entgegenfliegen; die ganze Erde müßte ein Reich der Huldigung an den Heiland sein! Dem aber ist leider nicht so. Wie verhält sich die Menschheit seiner Liebe gegenüber, wie hat das Feuer, das er auf die Welt gebracht hat, gezündet? Das wollen wir uns im zweiten Punkt kurz vor die Seele führen.

Menschlicher Weise gesprochen gibt es keine unglücklichere Liebe als die des Gottmenschen. Das Herz Jesu ist das verkannteste und am meisten verfolgte Herz.

Das Herz Jesu ist das verkannteste Herz. Es findet wenig Entgegenkommen, wenig Liebeserwiderung, im Gegenteil viel Undank und Unbill. Überblicken wir nur flüchtig die verschiedenen Kreise, in denen es von Menschen umgeben wird. Den äußersten, bei weitem größten und ausgedehntesten Kreis bildet die *Heidenwelt*: 600 Millionen unsterbliche Seelen! Was ist ihnen Christus und seine Liebe? Sie kennen ihn nicht, sein bitteres Leiden scheint ihnen keine Frucht zu bringen. Für ihn, ihren größten Wohltäter, haben sie kein Wort des Dankes, kein Zeichen der Ehrfurcht.

In engerem Umkreis folgt die Christenheit. Aber wie gelichtet sind da die Reihen durch Schisma und Irrglauben! 200 Millionen Schismatiker und Ketzer kennen die Liebe des göttlichen Herzens, lohnen sie aber mit dem schwärzesten Undank. Wie wenige halten noch fest am letzten Bande, das sie mit ihm verbindet, an dem unverbrüchlichen Bekenntnis seiner Gottheit! Wie schmerzlich muß dem Heiland dieser Undank sein. Hören wir, wie er sich bei der seligen Margarete Alacoque beklagt: „Dieser Undank tut mir weher als alle Leiden während meiner Passion. Ach! Wenn die Menschen mich mit derselben Liebe umfaßten, mit der ich sie liebe, so würde ich alles, was ich bis jetzt für sie getan habe, für nichts ansehen und, wenn es möglich wäre, noch weit Größeres wirken; aber ich bemerke nichts in ihnen als Kälte, Widerstreben, Abneigung gegen meine heiße Sehnsucht, sie mit Wohltaten zu überhäufen.“ Die liebevollen Klagen des Gottessohnes – machen sie keinen Eindruck auf uns? Er erscheint nicht als glorreicher, sieghafter Held, der das Zepter siegreich und mächtig über die Welt der Menschen schwingt – nein, mit durchbohrtem Herzen steht er da, den mystischen Kranz der Dornen um sein Herz, den Blick voll Wehmut, auf den Lippen Worte der Betrübniß. Ist es nicht ein Anblick, ähnlich dem, wo er als Messias entstellt, gebunden, geißelt, in eine Wolke von Schmach und Schmerz gehüllt vor seinem Volke stand und mit all seinen Wunden, all seinem Blute, mit jeder Fiber seines Leibes, der im Schmerz der Geißelung noch zuckte, wenigstens um menschliches Mitleid bat. Fordert dieser Anblick nicht auch unser Mitleid heraus, gerade in diesen Tagen, wo sein Herz tagtäglich von seinen Feinden mit kaltem Hohne verwundet wird! Doch was sage ich? Nein, nicht nur von den Feinden erleidet er diese Schmach – noch ist ein dritter Kreis vorhanden, der sein hl. Herz in nächster Nähe umgibt: Die katholische Welt – und auch diese nimmt teil an der Verkennung. Vom Feinde erwartet man nichts Gutes; aber vom Freunde mißkannt zu werden, das tut weh, sehr weh. Darum bricht der Heiland auch in Klagen aus: „Was aber noch weit schmerzlicher für mich ist, das ist, daß ich selbst von solchen Seelen schnöde behandelt werde, die sich mir verlobt hatten.“ Eine bittere, aber berechnete Klage. Sehen wir ab von dem, was Gleichgül-

tigkeit, Leidenschaft, Versunkensein ins Irdische und Lasterhaftigkeit von ihm fernhält, wie sehr schmilzt dann das Volk der Christenheit zusammen. Und selbst das kleine Häuflein, seine Treuen, die kleine Herde seines Herzens? Wo ist denn das Herz, das ehrlich bekennen kann, es gehöre ihm ganz an, seine Treue leide keinen Wandel und seine Opferwilligkeit kein feiges Zaudern und keine Schranke? Woher kommt dann die staunenswerte Verlassenheit, Vergessenheit, in der Christus unter uns lebt, woher die Gleichgültigkeit, mit der man ihn behandelt! Für alles Mögliche kann man sich begeistern und ereifern, für Jesus aber hat man kaum ein erzwungenes Wort des Dankes. „*Extraneus factus sum fratribus meis,*“ klagt er so wehmütig und bittend. In der Tat, das Herz Jesu ist das verkannteste Herz.

Zweitens, sagten wir, ist es das am meisten verfolgte Herz. Wo wird der Heiland nicht befeindet, verfolgt, verdrängt? In den *Seelen*, die er doch so liebt und so teuer erkauft, die von seiner Seite gerissen werden und ewig zu Grunde gehen; in den *hl. Veranstaltungen* seiner Liebe zu den Menschen, in der *Lehre des Glaubens*, den er mit so viel Arbeit gepredigt und gepflanzt und der durch Irrglauben und Ketzerei zum Giftbaume für die Menschen wird; in den *Gnadenquellen* der Sakramente, die er vernachlässigt, gemieden, von Ausspendern und Empfängern entweiht und geschändet sieht; *in seinem Priestertum*, das dem Spott und der Verfolgung preisgegeben ist; *in seiner Kirche*, deren *Gesetze* verachtet und mit Füßen getreten sind und deren sichtbares Oberhaupt er oft verdrängt, vertrieben und eingekerkert sieht; *in dem hl. Opfer*, dessen Altar zum Stein des Anstoßes und der Entzweiung geworden und der in ganzen Ländern entschwunden ist; *in der Familie, im Staate, in der Wissenschaft und Kunst* – wo wird Christus nicht angegriffen, bekämpft, verfolgt und beseitigt? – *nicht einmal seine Person wird geschont*. Oder was wäre uns von Christus geblieben, wenn wahr wäre, was Ketzer und Ungläubige aus ihm gemacht? Alles hat man an ihm geleugnet: seine Gottheit, seine Menschheit, seine Wunder, sein Erlösungsverdienst, alles! Christus ist ihnen eine Mythe, eine schöne Idee, nicht mehr.

Das sind düstere Schatten, welche die Geschichte der Liebe des göttlichen Herzens auf unsere Welt und auf unsere Zeit wirft, die leider auch ihren nicht geringen Teil an diesen unrühmlichen Ereignissen hat. Zur Ehre der Welt und der Menschheit müssen wir also daran denken und uns entschließen, Ehreneratz zu leisten. Jesus muß geehrt und verherrlicht werden, ist er ja doch auch noch in seinem glorreichen Zustande der Ehre und Freude fähig. Das war der Grundsatz und das große Lebensideal so vieler heldenmütiger Seelen – das ist auch die Lichtseite, die die Geschichte der göttlichen Liebe aufweist. Nicht ganz umsonst hat dieses Feuer gebrannt. „Ich bin gekommen, Feuer auf die Erde zu bringen, und was will ich anders, als daß es brenne.“ In der Tat, seit dem öffentlichen Auftreten Christi brennt ein Feuer, das die Jahrhunderte nicht auszulöschen im Stande waren. Die seligste Jungfrau offenbarte der Schwester Maria vom Kreuze, daß das Feuer ihrer Liebe so groß sei, daß es in einem Augenblicke Himmel

und Erde verzehren könnte. Zu welchen Taten wurden die Heiligen von diesem Feuer entflammt! Einige gaben ihre Freiheit, ja selbst ihr Leben preis. Man betrachte einen hl. *Franz von Sales*, der, um die armen Seelen der Irrgläubigen zu retten, lange Zeit hindurch täglich auf einem mit Eis bedeckten Baumstamme, an dem er sich mit Händen und Füßen anklammern mußte, um nicht auszugleiten, über einen Fluß setzte, um am gegenseitigen Ufer den hartnäckigen Ketzern zu predigen. Woher schöpfte der hl. *Paulus* seinen Feuereifer für das Heil der Seelen! der hl. *Augustinus*, der hl. *Franz Xaver* die Glut der Liebe? die hl. *Martyrer* den heldenmütigen Opfergeist? Woher anders als aus jenem Herzen, aus dessen Fülle wir alle empfangen haben! Das war auch die Quelle, aus der der hl. *Stanislaus* die Innigkeit und Andacht seines Gebets, der hl. *Aloysius* eine engelgleiche Reinheit und Unschuld trank.

Ist es nicht rührend, wie der von Liebe entflammte hl. *Aloysius* sich benahm, als ihm im Gehorsam befohlen wurde, nicht zu lange vor dem Allerheiligsten zu verweilen! Kam er am Altar vorbei und fühlte, wie ihn der Herr mit süßer Gewalt an sich zog und festhielt, so riß er sich mit größter Anstrengung los und rief mit der Einfalt zärtlicher Liebe aus: „Weiche von mir, Herr, weiche von mir.“ Hier fand auch der hl. *Franziskus Xaverius* Stärkung und Erquickung nach den Mühen und Arbeiten, mit denen er in Indien beladen war, indem er den Tag zu Arbeiten für das Heil des Nächsten, die Nacht aber zum Gebete vor dem allerheiligsten Sakramente verwendete. Hier schüttete ein hl. *Franz Regis* in kindlicher Liebe sein Herz aus; fand er die Kirchtür verschlossen, so blieb er selbst bei ungünstigster Witterung, bei Regen, Sturm und Kälte draußen knien, voller Freude darüber, wenigstens von ferne seinem Heiland Gesellschaft leisten zu können. Selbst Fürsten und Könige macht diese Liebe zu Sklaven. Ein hl. *Wenzeslaus* säte mit eigenen Händen Weizen und kelterte Trauben, um daraus Hostien und Wein für das hl. Meßopfer zu bereiten; ja mitten im Winter ging er zur Nachtzeit aus, um Kirchen zu besuchen. Dabei wurde er so sehr von den Flammen der göttlichen Liebe entzündet, daß die Glut sich dem Körper mitteilte und dem Schnee und Eis, das er berührte, die natürliche Kälte nahm.

So übten sich die Heiligen in den Werken der Liebe Gottes. Wollten wir aber ihre Worte betrachten, so müßten wir uns in ein Meer der lieblichsten Empfindungen versenken. Longinus, sagt der hl. Augustinus, hat mit seinem Speer die Seite Jesu Christi eröffnet; da gehe ich ein und ruhe in Sicherheit. Und gleichsam zur Ergänzung fügt der hl. Bonaventura hinzu: O, wäre ich doch an Stelle jenes Speeres gewesen, ich hätte mich nicht aus der Seite des Heilands herausziehen lassen. „Feuer, Feuer,“ „Mein Gott, mein Gott“, rief unser ehrwürdiger Stifter³ im Übermaße zärtlicher Liebe aus. Der hl. Bernhard kann sich nicht enthalten, in die Worte auszubrechen: „O wie gut, wie lieblich ist es, seine Wohnung in diesem Herzen aufzuschlagen. Welcher reiche Schatz ist, o lieblicher Jesus, Dein Herz, welche kostbare Perle. Gerne gebe ich alles hin, was ich habe, um sie zu besitzen. In diesem Tempel, vor diesem Heiligtum, vor dieser Arche des

Bundes will ich anbeten und preisen den Namen des Herrn und mit dem Propheten sprechen: Ich habe das Herz Jesu, meines Königs, meines Bruders, meines Freundes gefunden.“ Ähnlich äußert sich der selige Petrus Damianus: „In diesem anzubetenden Herzen finden wir *Waffen*, gegen die Feinde uns zu verteidigen, *Arzneien*, uns zu heilen, mächtige Hilfe wider die *Versuchungen*, den süßesten Trost in unseren *Leiden* und die reinsten *Freuden* in diesem Tale der Tränen.“ Darum betete unser ehrwürdiger Vater: „Domine, aut mori aut infinite te diligere“⁴ und die hl. Magdalena von Pazzi: „Nicht sterben, sondern leiden.“

Ja, liebe Mitbrüder, das ist der Geist, den wir uns aneignen müssen. „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich.“ Also entweder lieben oder hassen. Die Wahl kann uns wahrhaftig nicht schwer werden. Lieben müssen wir, lieben oder sterben. All unser Tun und Lassen muß nur ein Gebet sein: Jesus, ich liebe Dich, Dich und Deine hl. Mutter. Jesus und Maria, das sind die Leitsterne eines wahren Pallottiners. Ich wage nicht, Ihnen hier Nutzenwendungen und Folgerungen vorzulegen. Das Herz Jesus wird jedem sagen, was es von ihm verlangt. Aber eines rufe ich Ihnen aus ganzem Herzen mit unserem ehrwürdigen Vater zu:

Lieben wir Gott, der es wahrhaft verdient; lieben wir Gott, der uns soviel Gutes erwiesen hat.

Und was tun wir für ihn?

Liebet, meine teuren Brüder, liebet die unendliche Güte Gottes, und alle, die lieben, werden die Wahrheit dessen fühlen, was ich sage.

¹ Zuerst hatte Pater Kentenich hier, wie es Joh 15,13 heißt, „Freunde“ stehen. Er ersetzte es dann durch „Feinde“.

² Mit „Gesellschaft“ ist die Kongregation der Pallottiner (heute: Gesellschaft vom Katholischen Apostolat) gemeint.

³ der hl. Vinzenz Pallotti

⁴ „Herr, entweder sterben oder dich unendlich lieben“

Der Weg nach innen

Eine Orientierung zur Meditationsbewegung

Von Johannes Müller

Es ist ein bedeutsamer Vorgang, daß in unseren Tagen immer mehr Menschen in der westlichen Welt nach Meditation verlangen. Vor einigen Jahren wurde von einem Fachmann festgestellt, daß „ca. 300 000 Menschen im deutschen Sprachgebiet regelmäßig nach östlicher Methode meditieren“. Der Jesuitenpater Enomiya Lasalle gab vor zehn Jahren den ersten Zen-Meditationskurs in Deutschland. Seither gibt es ein wachsendes Angebot von solchen Kursen in christlichen oder neutralen Bildungsstätten. Diese Kurse sind nach wie vor überfüllt. Kirchliche Akademien haben bei Tagungen unter dem Stichwort „Meditation“ einen beachtlichen Zulauf, und auf dem Büchermarkt haben sich Veröffentlichungen mit dem Thema „Meditation“ einen großen Leserkreis erworben. Auch von kritischen Beobachtern dieses Phänomens wird zugegeben, daß selten ein so großes Bedürfnis nach dem „inneren Menschen“ bestanden hat wie heute. Allerdings hat diese Strömung auch eine negative Seite. Da ist einmal der Einwand, ob es überhaupt möglich ist, Meditationsformen, die in ganz anderen Kulturkreisen entstanden sind, auf den Menschen des Abendlandes zu übertragen. Weiterhin muß gesagt werden, daß der Ausgangspunkt der Meditationsbewegung eine negative Erfahrung ist: Der religiöse Mensch fühlt sich enttäuscht durch die viele „Kopfarbeit“, die ihm im weltlichen wie im kirchlichen Bereich zugemutet wird.

Ob die Flucht nach dem Osten ihn aus dieser Sackgasse herausführt? Dabei ist das Angebot des Ostens sehr verschiedenartig. Neben Zen gibt es Yoga, Transzendente Meditation usw. Die Vertreter der einzelnen Methoden stehen sich oft unversöhnlich gegenüber und versuchen sich gegenseitig auszustechen. Hier ist daher eine kritische Klärung notwendig, die dem einzelnen in dieser Lage helfen soll, eine Unterscheidung der Geister vorzunehmen. Andererseits ist es doch wichtig, daß die Sehnsucht nach Innerlichkeit in die rechten Bahnen gelenkt wird. Dabei haben die Kirchen und besonders Schönstatt als Erneuerungsbewegung sicher eine Aufgabe.

I. Das Verlangen nach Meditation als Bedürfnis unserer Zeit

In den letzten fünfzig Jahren sind Lebensräume verschwunden, die früher Orte meditativer Erfahrung waren: die geschlossene Familie, die Werkstatt des Handwerkers, das vom Landleben geprägte Dorf, die überschaubare Kleinstadt. Der grundlegende Umbruch brachte aber auch neue Ansätze, die im Menschen ein Verlangen nach Meditation wecken.

1. *Die technische Revolution.* Ihre Auswirkungen sollen nur in einigen Stichworten skizziert werden: Lärm, Unruhe, Hetze, Streß. Als Folge ist im inneren Bereich des Menschen eine gefährliche Gleichgewichtsstörung festzustellen. Die Verstandeskräfte werden derart stark beansprucht, daß die irrationalen Kräfte, Herz und Gemüt, verkümmern. Die Diagnose der Fachleute heißt: Verlust der Seele. Diese Bedrohung weckt freilich Gegenkräfte. Auf die starke Extroversion scheint sich nun bei den wachsten Geistern im Westen ein Zug zur Introversion anzubahnen. Das Angebot der Meditationsbewegung trifft auf ein echtes Bedürfnis.

2. *Das neue Menschenbild der Medizin.* Während zur Zeit der technischen Entdeckungen von nicht wenigen Ärzten der menschliche Leib als mehr oder weniger gelungene Maschine angesehen wurde, beginnt um die Jahrhundertwende mit Freud und C. G. Jung ein deutlicher Umschwung. Der unbewußte Seelenteil als helfender oder auch störender Faktor wird klar erkannt. Trotz großer Fortschritte muß die naturwissenschaftliche Medizin erkennen, daß es Krankheiten gibt, die mit ihren Methoden nicht zu heilen sind. Neue Zweige der Medizin bilden sich, z. B. psychosomatische Medizin und Psychotherapie. Sie können durch Eingriffe in das Unterbewußte zur Heilung des Menschen beitragen. Fachleute auf diesem Gebiet haben aber auch die Wichtigkeit der Meditation erkannt, weil sie manche Erkrankung verhindern oder zu ihrer Heilung wesentlich beitragen kann. Darum findet die Meditation in diesem Bereich offene Türen.

3. *In den christlichen Kirchen hatte die Meditation schon immer Heimatrecht.* Reformation und Aufklärung aber haben manchen wertvollen Strom versiegen lassen. Mit der *Jugendbewegung* setzte um die Jahrhundertwende eine Neubelebung ein. Dieser Aufbruch wirkte auf verschiedene Weise in den Raum der Kirche hinein. Das Anliegen der Gemeinschaft findet eine Weiterführung in der liturgischen Bewegung. Die Christozentrik erhält in der Bibelbewegung eine Heimat. Das Verlangen nach religiöser Innerlichkeit prägt sich in einer betonten Offenheit für die Meditation aus. Sowohl die liturgische wie die biblische Bewegung wird vom II. Vatikanischen Konzil als für das Leben der Kirche bedeutsam erkannt. Zugleich wird herausgestellt, daß beide sich im Alltag, in der Gestaltung der Welt auswirken müssen. Daß hier noch Probleme bestehen, wird deutlich an der Entwicklung des kirchlichen Lebens seit dem Ende des Konzils. Es zeigt sich, daß sowohl die liturgische wie auch die biblische Erneuerung, um im Alltag wirksam zu werden, durch das meditative Leben ergänzt werden müssen. Der bekannte Religionspädagoge Klemens Tilmann antwortet auf die Frage, warum er sich intensiv mit Meditation beschäftige, sehr offen: „Wenn ich es mit einem Wort sagen soll: aus Unerfülltheit. Wir haben ja im theologischen Studium schon einiges gelernt: sich den Glaubenswahrheiten zu öffnen, hinzuge-

ben, Stille zu halten, sich zu sammeln. Aber ich merkte immer, das Eigentliche ist noch nicht erreicht. Dann habe ich vierzig Jahre lang gesucht, probiert, bis ich eines Tages einen Mann getroffen habe, der lange in Japan war, Graf Dürckheim. Bei dem war ich einen Tag, und da ist mir aufgegangen, wie dort Versenkung vollzogen wird, vor allen Dingen wie Dürckheim es macht, wie er die Haltung, die Atmung, die innere Versenkung und dabei gesprochene Worte zu einer Einheit bringt. Das war für mich ein Durchbruch. Den Zugang zu unseren eigenen Tiefen haben wir durch diese östlichen Praktiken (wieder)gefunden, wie ja auch die körperlichen Hilfen mit dabei sind. Und ich halte das für elementar und habe auch unglaubliche Erfahrungen gemacht, wie sich nun das Neue Testament, wie sich christliches Leben neu erschließt, wenn man diese uns gegebenen menschlichen Dinge richtig gebraucht.“ Bei anderer Gelegenheit drückt Tilmann seine Überzeugung aus, daß biblische und liturgische Erneuerung erst fruchtbar werden, wenn der Meditationsbewegung der Durchbruch gelingt.

4. *Ein entscheidender Anstoß zur Meditation kommt aus der Begegnung mit dem Fernen Osten.* Während bis vor nicht langer Zeit der Westen auf den Fernen Osten überheblich herabsah, ist heute eine entgegengesetzte Tendenz zu bemerken. Da der naturwissenschaftlich-technische Fortschrittsglauben des Westens erschüttert ist, werden immer mehr Abendländer von der geistigen Welt des Ostens angezogen. Wie groß die Faszination ist, zeigt die anschwellende Literatur über Yoga, Zen, Buddhismus, fernöstliche Medizin. Andererseits ist der Osten von westlicher Zivilisation und Technik mehr und mehr fasziniert, nachdem er sich diesen Einflüssen bis ins 19. Jahrhundert hinein verschlossen hatte. Das Auftreten von Faszination ist aus der Sicht der Psychologie ein Hinweis auf ungeliebte Kräfte im Haushalt der Seele. Im Leben des Individuums gibt es eine gewisse Parallele: die Polarität von männlich und weiblich. Im großen Zusammenhang kann man folgenden Vergleich anstellen: Die aktiv rationale Verfassung des heutigen Westens hat eine Entsprechung zum Männlichen, während die östliche Geisteshaltung mit der Vorherrschaft des Introvertierten und Irrationalen dem weiblichen Prinzip entspricht. Wie nun im Unbewußten des Mannes das Weibliche, im Unbewußten der Frau das Männliche wirksam ist, so ist im „Unbewußten“ des Westens als Gegenprinzip das Meditativ-Irrationale, im „Unbewußten“ des Ostens das Aktiv-Rationale enthalten. Aus der Erfahrung der Tiefenpsychologie wissen wir, daß Mann und Frau die Aufgabe haben, den gegengeschlechtlichen Seelenanteil zu erkennen und seine Aspekte in die Gesamtpersönlichkeit zu integrieren. Dadurch geschieht eine entscheidende Reifung auf dem Weg zur Ganzheit der Person. Eine ähnliche Aufgabe ist für den Menschen im Westen gestellt. Der abendländische Mensch muß lernen, die verdrängte „östliche Seite“ in seiner Seele wahrzunehmen und zu integrieren. Dazu ist Meditation eine entscheidende Hilfe.

II. Verschiedene Meditationsarten

Im Rahmen dieser Darstellung können nur kurze Hinweise gegeben werden. Für eine eingehendere Beschäftigung gibt es zu jeder Meditationsart eine ausführliche Literatur.

Östliche Meditationsweisen als Bewusstseinsentleerung

1. Hier ist einmal das Yoga zu nennen, das in der religiösen Welt des Hinduismus entstanden ist. Nach dem Wortsinngehalt geht es bei Yoga um das „Anjochen“ des menschlichen Bewusstseins an die göttliche Welt. Dies soll erreicht werden durch körperliche Übungen: Kontrolle des Atems, Unbeweglichkeit, Schweigen und Anhalten der Denkfähigkeit. Der wesentliche Kern der Yoga-Methode ist die Konzentration der Gedanken auf einen Punkt, die zur Beherrschung des Flusses der mentalen Bilder und zur Lösung von äußeren und inneren Sinneswahrnehmungen führt. Durch dieses Leermachen der Denkkorgane soll eine Verbindung mit dem Absoluten erreicht werden. Im Westen wird diese religiöse Dimension des Yoga meist nicht beachtet und vor allem das Gesundheits- und Sport-Yoga gelehrt und gepflegt.

2. Aus der religiösen Welt des Buddhismus kommt die Meditationsform des Zen. Durch Selbstbeherrschung und völlige Entspannung werden religiöse Erfahrungen angestrebt. Durch bestimmte Übungen wird das Verhaftetsein an die äußere Welt überwunden und durch Seinserfahrung die Einheit des Wesens gesucht. Diese Methode ist in zwei Formen überliefert:

- a. Das Zazen-System = Zen im Sitzen. Es kennt drei Hauptregeln: richtiges Sitzen, richtiges Atmen, richtige Haltung. Durch schweigendes Sitzen kommt der Übende zur Leere von allem gegenstandsbezogenen Denken. In dieser leeren Stille geschieht das Erwachen des Menschen zu seinem Wesen. Der Höhepunkt dieser Übung ist die große Erfahrung der Erleuchtung (Satori).
- b. Das Koan-System. Koan bedeutet eine Prüfungsaufgabe, die der Meister stellt, die aber an und für sich unlösbar ist. In einer Auseinandersetzung zwischen Meister und Schüler über diese unlogische Frage wird ein großer Spannungszustand des Denkens erreicht. Diese gedankliche Hochspannung kann plötzlich in eine blitzartige Erleuchtung umschlagen. Die durch tiefe Versenkung erreichte Ausschaltung des bewußten Seelenlebens wird in besonderen Übungen verwendet und vertieft. Bekannt ist das Schwertfechten der japanischen Ritter, für die Zen-Übungen Voraussetzung ist. Weitere Übungen sind die Kunst des Bogenschießens, der Malerei, das Blumenstecken, Riechkunst und Schauspielkunst.

3. Im Westen ist östliche Geistigkeit auch durch die „transzendente Meditation“ des Inders Mahaishi Mahesh Jogi bekannt geworden. Er hat verschiedene Elemente aus der indischen Tradition zu einem modernen System zusammengefügt. Seine Bewegung ist straff organisiert und verfügt über eine beachtliche Werbung. Bereits im Jahre 1973 hatte sie in der Bundesrepublik 25000 kartemäßig erfaßte Mitglieder und nähert sich auf Weltebene der halben Millionengrenze. Die Bezeichnung „transzendental“ bedeutet, daß diese Meditationen Erfahrungen möglich machen will, die die Sinnenwelt (Objektwelt) übersteigen. In einer Werbeschrift wird das Ziel wie folgt umschrieben: „Der Übende wird in den Zustand des ›reinen Bewußtseins‹ gesetzt. Er wird dazu gebracht, in den Bereich des ›reinen Seins‹ einzutauchen und ein Leben vollkommener Freiheit zu leben.“ Die Eigenart dieser Meditationsweise besteht in einer kurzen Formel, die im Hinduismus als *Mantra* bezeichnet wird. Der Lehrer übergibt dem Schüler bei dessen Einweihung eine Folge von Silben. Diese werden bei der Meditation still oder laut wiederholt. Das Mantra ist ein persönliches Geheimnis und darf nicht aufgeschrieben oder weitergegeben werden.

Meditation im Spannungsfeld von Psychologie und Religion

1. Einen eigenen Meditationsweg hat im Abendland schon vor der Jahrhundertwende der Begründer der Anthroposophie Rudolf Steiner (1861-1925) entworfen. Seine Meditationsübung setzt beim Denken an, um dann auch das Fühlen und Wollen in die Übung einzubeziehen. Diese Übung beruht auf der von ihm entworfenen Weltanschauung, wie die nachfolgende Anweisung darstellt. Steiner sagt dazu: „In der richtigen Meditation eröffnet sich der Weg, sich an Erlebnisse zu erinnern, die jenseits von Geburt und Tod liegen:

- a. die Vorbereitung entwickelt dazu den geistigen Sinn,
- b. die Erleuchtung entzündet dazu das geistige Licht,
- c. die Einweihung eröffnet den Verkehr mit den höheren Wesenheiten.“

Nach Steiner ist die „Meditation ein Pfad, der die Erkenntnissuche vom Bereich des Kopfdenkens entfernt, das Fühlen ergreifend in die Sphäre des Herzens einsenkt und schließlich die unbewußten Tiefen des Willenslebens vom Geist her durchdringt und verwandelt.“

2. Als Pionier des Meditationsgedankens im Westen ist der Nervenarzt Carl Happich anzusehen. Die Erfahrung der von ihm gehaltenen Meditationskurse hat er schon 1938 in einem Buch niedergelegt. Wichtig sind seine Anweisungen, in denen er verschiedene Stufen unterscheidet:

- | | |
|---|---|
| 1. Vorbereitung | 5. Meditation des eigenen Ichs,
Distanz und Erleuchtung |
| 2. Symbolmeditation und
Identifizierung | 6. Meditation einiger Seiten
des Wesens Gottes, Ahnung
der Unio |
| 3. Textmeditation und Suche
des eigenen Zentrums | 7. Constantia. |
| 4. Kultmeditation und Weihe | |

Wichtig sind auch die weiteren Ratschläge: a. Nach jeder Meditation zur Tat zurückzukehren; b. nie negative Inhalte zu meditieren. Am meisten bekannt wurde Happichs Methode durch seine Einleitung zur Naturmeditation. Diese Einleitung beginnt mit einem befreienden Gang auf die Wiese, mit dem Erleben einer Fernsicht von einem Hügel aus und dem Besuch einer Kapelle auf einer Bergeshöhe.

3. Ein Schüler von Happich, der evangelische Pfarrer und Oberstudienrat Friso Melzer hat sich als Philologe vor allem um die Klärung der einzelnen Begriffe bemüht. Das Wort „Meditation“ als „Übung“ will er nur für die östlichen Formen verwenden. Für die persönliche Begegnung des Christen mit dem lebendigen Gott schlägt er das Wort „Innerung“ vor, um damit die Unterschiede klarer herauszustellen. Das Wesen der „Innerung“ besteht nicht im aktiven Nachdenken, sondern im rezeptiven, oft überraschenden Erfassen von Einsichten in verborgene Sinnzusammenhänge.

4. Eine Verbindung von östlicher Weisheitslehre und westlicher Psychologie versucht der schon erwähnte Graf Dürckheim in seinen Anweisungen zur Meditation. Bereits in seiner wissenschaftlichen Laufbahn wird dieser Brückenschlag sichtbar. Nachdem er ab 1932 Professor der Psychologie in Kiel war, hält er sich von 1937 bis Kriegsende in Japan auf, wo er die Begegnung mit dem Zen-Buddhismus sucht. Seit 1948 ist er in einer von ihm gegründeten Bildungsstätte im Schwarzwald tätig. Seine Meditationsart baut auf einem Menschenbild auf, das er in folgender Weise umschreibt: „Der Mensch ist zweifachen Ursprungs, er ist himmlischen und irdischen, natürlichen und übernatürlichen Ursprungs.“ Im Wesen des Menschen ist sein himmlischer Ursprung gegenwärtig und erfahrbar. Meditation zielt nach dieser Vorstellung auf den Durchbruch des Wesens. Für das gewöhnliche Tagesbewußtsein ist der himmlische Ursprung ein Geheimnis. Der Christ glaubt aufgrund der Offenbarung daran. Mit Hilfe der Meditation kann diese übernatürliche Seite im Wesen des Menschen zur Erfahrung werden. Die Eigenart dieser Meditation wird von Dürckheim als „Wende zum Initiatischen“ bezeichnet. „Initiatisch“ leitet sich ab vom lateinischen „initiare“ = das Tor zum Geheimnis öffnen. Einzelne Schritte auf diesem Wege sind:

- a. Bildung eines Organs für das Numinose,
- b. Auseinandersetzung mit dem Schatten in der eigenen Seele,
- c. Annehmen des Leidens,

- d. Weckung eines übergegenständlichen Spürbewußtseins für die Transzendenz,
- e. Achten auf Seinsföhlung und Seinserfahrung,
- f. das Ziel der Meditation: Haltung der Durchlässigkeit für die Transzendenz,
- g. Bewährung im Alltag: Das Rad der Wandlung soll sich beim täglichen Tun weiterdrehen.

Die beiden Pole der initiatischen Meditation sind nach Dürckheim Seinserfahrung und Verwandlung aus dem Sein.

Meditation im Raum der christlichen Kirchen

Durch alle Jahrhunderte der Kirchengeschichte gibt es ein Bemühen um das meditative Leben. Nachfolgend sollen nur einige Beispiele angeführt werden, um die Verschiedenartigkeit der christlichen Meditation in den Blick zu bekommen.

1. Das Jesusgebet der Ostkirche

Die Überlieferung des Jesusgebetes geht zurück bis in die ersten Jahrhunderte der Christenheit. Im Westen wurde es bekannt durch das Buch „Aufrichtige Erzählungen eines russischen Pilgers“. Der Abt Johannes Climacus faßt die Methode des Jesusgebetes kurz zusammen: „Der Anfang des Gebetes besteht darin, beginnende Gedanken mit einem Wort abzuschneiden. Die Mitte liegt in der Aufmerksamkeit des Bewußtseins auf die gesprochenen Worte. Das Ende jedoch ist das Hingerissensein zu Gott.“ Das Wort, von dem hier die Rede ist, ist der Name *Jesus*. Anfänger beginnen meistens mit einer etwas längeren Formel: „Jesus Christus, Sohn des lebendigen Gottes, erbarme dich unser.“ Die Gebetsworte werden in Verbindung mit dem Atemrhythmus gesprochen oder auch mit dem Herzschlag. Es wurde schon die Vermutung geäußert, daß hier ein Einfluß der Mantra-Tradition aus dem Hinduismus vorliege. Die Wirkung der Meditationsweise ist vertiefte Selbsterkenntnis, Demut und Bußgesinnung, Dankbarkeit und neue Kraft für die Bewährung im Alltag.

2. Moderne Meditationsbewegung in der katholischen Kirche

Im Bereich der katholischen Kirche gibt es neustens eine Vielfalt von Bemühungen um Meditation. Oft sind die Angebote zur Meditation getragen von Ordensgemeinschaften, die versuchen, die Meditationsformen aus ihrer Gründungszeit den Menschen unserer Tage zugänglich zu machen. Einige Beispiele sollen die Verschiedenheit der Methoden und Ansätze aufzeigen.

- a. Die mangelnde Kultfähigkeit vieler Christen ist Ansatzpunkt für ein Meditationsangebot in der Benediktinerabtei *Niederaltaich* (Bayern). Im Rahmen von

Meditationskursen ist es den Teilnehmern möglich, an Gottesdiensten im byzantinischen Ritus teilzunehmen. Die Liturgie wird von der ostkirchlichen Dekanie der Abtei in deutscher Sprache gefeiert. Es ist eine Tatsache, daß der Gottesdienst in der westlichen Kirche sein meditatives Element mehr und mehr verloren hat, trotz Liturgiereform. Die östlichen Kirchen haben das meditative Element in ihren verschiedenen Kultformen bewahrt. Der Weihrauch, die Lichter, der mystische Gesang, die unermüdliche Geduld der Wiederholung, wodurch Bitte, Lob und Dank immer tiefer in die Seele hineingesungen werden, läßt die Teilnehmer tiefe religiöse Erfahrungen machen.

b. Ein Unternehmen anderer Art wird vom Franziskanerorden getragen. Es ist der *Franziskushof in Wetzhausen/Unterfranken*, der Bestandteil des Lebenszentrums für die Einheit der Christen „Schloß Craheim“ ist. In diesem „Haus der Stille“ lebt eine aus verschiedenen Konfessionen zusammengesetzte Brüder- und Frauengemeinschaft in einer besonderen Berufung der Hingabe an Gott auf dem Weg der Meditation. Symbol für das ganze Unternehmen ist das Heiligtum S. Damiano in Assisi und das Wort Jesu an den hl. Franz: „Sieh, Franziskus, mein Haus zerfällt; geh, bau es wieder auf!“ Neben der Hausgemeinschaft nehmen auch Gäste an den Meditationsübungen teil, ja ganze Familien können sich anschließen. Der Meditationstag beginnt am Nachmittag mit einem Lesegottesdienst um 17 Uhr. Er besteht aus Psalmengebet und Schriftlesung, aus der anhand eines Verses die Meditation hervorgeht. Der Meditationsvers begleitet die Teilnehmer den ganzen Abend und den folgenden Tag und kehrt in allen Stundengebeten wieder. In der Frühe wird mit der Meditation eine besondere Übung zur Ganzheitserfahrung von Leib, Seele und Geist verbunden. Morgens ist die Eucharistiefeier. In der anschließenden Meditation lernt der Übende von der Christusmitte her seinen Alltag zu sehen. Er wird angeleitet, jeden Morgen den beginnenden Tag nach innen zu nehmen, so daß er die Menschen seiner Umwelt von innen her schon erkennt und die Begegnung mit Zustimmung erfüllt. Die Meditation läßt die Arbeit und Aufgaben des Tages überblicken und das Unbekannte im voraus umfassen, so daß der Mensch wach und bewußt von Gott her allem entgegengeht.

c. Im *Redemptoristenkloster in Gars am Inn* wurde im Laufe der letzten Jahre eine eigene Meditationsweise entwickelt. Sie übernimmt Elemente der Stillmeditation, wie sie von Graf Dürckheim angeregt wurde. Das Stillwerden geschieht in Verbindung mit dem Atemrhythmus und einigen Grundworten, wie sie auch in den Zen-Kursen vorgeschlagen werden: Loslassen – Niederlassen – Einswerden – Neuwerden, oder in Gebetsform: Weg von mir – Hin zu Dir – Eins in Dir – Neu in Dir. An diese Vorbereitung schließt sich die Wortmeditation an, d.h. das Bedenken eines Schriftwortes, dem in Gemeinschaft ein Austausch der Erfahrung folgt. Charakteristisch für diese Meditationsart ist es, daß sie sich um

Grundworte und Grundbilder aus der Hl. Schrift bemüht und lange damit umgeht. Dadurch soll eine Vereinfachung, aber auch eine Tiefenwirkung erreicht werden. Das Grundsystem ist in den beiden Worten „Leerwerden“ und „Einswerden“ ausgedrückt. Dieser Rhythmus durchzieht das ganze menschliche Leben. Man kann am Morgen bereits damit beginnen: Wir öffnen das Fenster, atmen die Nachtluft aus und werden eins mit dem Licht des neuen Tages. Beim Gang durch die Natur können der Baum, die Blume, die Wiese in uns einströmen, und im Weitergehen, mit jedem Schritt, mit jedem Ausatmen lassen wir sie wieder. Durch diesen Grundrhythmus wird ein Brückenschlag versucht von der Meditation im engeren Sinne zum täglichen Leben. Ähnliche Baugesetze sind beim Psalmengebet und beim Rosenkranz festzustellen. Auch dabei geht es um einige Grundworte und Grundbilder in Verbindung mit einem Rhythmus; durch die Wiederholung kann eine große Vertiefung erreicht werden. Diese Art der Meditation schafft auch einen Zugang zum Litaneigebet, in dem gleichfalls Grundbilder und Urworte des Glaubens angeboten werden, mit denen der Beter sich identifizieren soll. Im Vollzug dieser Meditation kann beachtet werden, daß die äußeren Formen von Wort und Bild immer mehr zurücktreten und eine ähnliche Erfahrung wie bei der Stillmeditation gemacht wird, die von Anfang an auf Schweigen ausgerichtet ist.

d. Eine Anleitung zur Meditation geschieht auch im *Karmel „Heilig Blut“ in Dachau*. Sie ist einmal geprägt von der Tradition des Karmel, aber auch von der dunklen Vergangenheit des ehemaligen Konzentrationslagers, auf dessen Gelände das Kloster errichtet wurde. Von den Schwestern wird diese Art als „existentielle Meditation“ bezeichnet. Damit soll ausgedrückt sein, daß Meditation den Menschen in seiner ganzen Existenz angeht und nicht nur eine gelegentliche Frömmigkeitsübung ist. In der Gestaltung ist die Tradition des Karmel sehr frei. Weder Therese von Avila noch Johannes vom Kreuz haben eine besondere Meditationsmethode entwickelt. Je nach Zusammensetzung der teilnehmenden Gruppen werden verschiedene Einstiege zur Meditation benützt: So das Blumenstecken als Form natürlicher Meditation; daran schließt sich ein Meditationsgespräch an. Ein anderer Einstieg besteht in einer halbstündigen Atemübung, eine Kombination von verschiedenen Yogaübungen mit autogenem Training. Die eigentliche Schweigemeditation wird eingeleitet durch einen Schrifttext, der kurz ausgelegt wird. Die Schweigemeditation wird in der Form des Jesusgebetes der Ostkirche gestaltet. Jeder Teilnehmer sucht aus dem Schrifttext einen Satz, der sich auf Jesus bezieht, und formt ihn zum Gebetswort um. Im Wiederholen wird das Wort immer tiefer mit dem Atem verbunden und bewirkt eine tiefe Einheit von Wort und Person, von Gebet und Leben. Der Abschluß der Schweigemeditation sind spontane Fürbitten oder auch spontanes Singen.

3. Meditation im Raum der evangelischen Kirchen

Auch im Raum der evangelischen, reformatorischen Kirchen sind mannigfaltige Bemühungen um Meditation zu verzeichnen. Als Beispiele sollen zwei Gemeinschaften näher beschrieben werden.

a. Einmal die evangelische *Michaelsbruderschaft*. Sie wurde 1931 in Marburg gestiftet und hat vor allem die liturgische Erneuerung gefördert. In den letzten zwanzig Jahren ist sie auch in der ökumenischen Bewegung aktiv geworden. Von Anfang an haben die Mitglieder der Bruderschaft Meditation gesucht und gepflegt. Die Anstöße des Arztes Carl Happich wurden von Bischof W. Stählin und Kirchenrat K. B. Ritter aufgegriffen und im Leben der Bruderschaft fruchtbar gemacht. Die Michaelsbrüder der ersten Generation entwickelten aus ihren Meditationserfahrungen den „geistlichen Pfad“. Es ging ihnen darum, die alte Stufenfolge der Ämter der Kirche meditativ zu erschließen. In Rüstzeiten mit eigens darauf gerichteten Meditationen wurden Brüder ausgebildet zu Türhütern, Lektoren und Diakonen. Die letzte Stufe des Priesters blieb den ordinierten Pfarrern vorbehalten. Auf diesem Weg ist es möglich geworden, was heute in der Breite der Kirche immer selbstverständlicher wird, daß Christen aus weltlichen Berufen im Gottesdienst aktiv Funktionen übernehmen, weil sie innerlich dazu zugerüstet worden sind.

Die Michaelsbruderschaft steht in Verbindung mit den „Berneuchener Diensten“. Es ist das ein Kreis aktiver Christen, die aus geistlicher Erfahrung sich in der Lebenshilfe des täglichen Lebens einsetzen. Der Mittelpunkt der beiden Gemeinschaften ist das Kloster Kirchberg bei Horb am Neckar. Hier werden laufend Tagungen und Zeiten der Einkehr angeboten, die der Einübung und Einführung in die Meditation dienen.

Die Mitte des Lebens der Michaelsbruderschaft bildet die Feier der Eucharistie, des „göttlichen Geheimnisses“ der Menschwerdung, des Kreuzestodes und der Auferstehung Jesu Christi, und das tägliche Gebet, das von der Kirchberger Hausgemeinde und in den Konventen, wenn sie versammelt sind, viermal des Tages gehalten wird. In meditativen Betrachtungen, in theologischer Durchdringung und in den Zeiten der Stille wird das Geschehen der Messe und des Stundengebetes immer neu aufgenommen und eingeübt. In der Regel wird das geistliche Ziel der Bruderschaft in folgenden Sätzen zusammengefaßt: „Die Bruderschaft ist bemüht, alle ihre Glieder auf einen festen Weg innerer Erfahrung zu führen und sie so in ihrem geistlichen Leben zu fördern. Wir gebrauchen dabei dankbar die Erfahrungen und Weisungen der Kirche, um uns zu einem rechten Hören und Sehen zu bereiten. Wir wissen, daß kein Dienst in der Kirche ohne solche innere Bereitung recht getan werden kann. Auch bei geistlichen Übungen, die der Bruder für sich allein hält, befolgt er brüderlichen Rat. Für alle

solchen Übungen als für ein geistliches Geschehen gilt, was die Regel über die Zucht des Schweigens sagt.“

b. Ein weiteres Beispiel aus dem Raum der evangelischen Kirche ist die *Gemeinschaft von Taizé*. In den letzten Jahren ist sie durch das „Konzil der Jugend“ weithin bekannt geworden. Die Strömung, die von Taizé ausgeht, hat mannigfache Aspekte. Im Zusammenhang unserer Darstellung soll nur auf den Stellenwert der Meditation hingewiesen werden.

Die Mitte der Gemeinschaft ist die Bruderschaft, die 1940 von dem reformierten Theologen Roger Schutz, dem heutigen Prior, gegründet wurde; 1942 schlossen sich ihm die ersten Brüder an. 1949 legten sie ihre Profess ab und bejahten darin ihr endgültiges Engagement in Gütergemeinschaft, Ehelosigkeit und Anerkennung einer Autorität. Die Gemeinschaft zählt gegenwärtig über 70 Brüder aus 15 Ländern und mehreren christlichen Konfessionen. Das spirituelle Ziel wurde anlässlich des Konzils der Jugend in nachstehender Weise umrissen:

- a. Einüben in ein intensives Gebetsleben
- b. Erfahrung einer neuen Hoffnung
- c. Bewußtwerden eines tieferen Lebenssinns.

Die Einzelarbeit geschieht in Gruppen von 20 bis 40 Teilnehmern. Verschiedene Gruppen werden angeboten: Diskussions- oder Austauschgruppen, Arbeitsgruppen, die halbtags für praktische Aufgaben eingesetzt werden, Schweigegruppen und Vertiefungsgruppen. Dabei geht es immer um Selbstbesinnung, Begegnung mit dem anderen und um das Hören des biblischen Wortes. Die Rolle der Meditation wird aus dem Bericht einer Teilnehmerin bei einer Vertiefungsgruppe deutlich:

„Die beiden ersten Tage sind ausgefüllt mit der Vorstellung der einzelnen Teilnehmer. Dabei sind folgende Punkte zu berücksichtigen: In welchem Lebenskreis lebe ich? Woraus lebe ich wirklich? Welche Hoffnungen und Enttäuschungen entdecke ich um mich herum? Hoffnungen für mich selbst, für andere, für die ganze Welt? Welche Mauern kerkern diese Hoffnungen ein? – Jeder liest einen ausgearbeiteten Text vor, die anderen hören zu. Nach jedem Bericht ist man eine lange Weile still, und in dieser Stille geschieht viel. Entscheidend ist, daß nicht über die einzelnen Berichte gesprochen wird, sondern daß in einer Art Meditation das Gehörte nacherlebt wird. Diese Aufnahmebereitschaft des Kreises schafft eine erstaunliche Offenheit, so daß der einzelne auch innerste Erfahrungen und Probleme auszusprechen wagt. Auf diese ›subjektiven‹ Tage folgen zwei Tage, an denen man auf die Bibel hört oder auch das Thema Hoffnung ›kreativ‹ darzustellen versucht durch Spielen, Malen, Singen, Pantomime... Auch ein sehr fröhlicher Abend fehlt nicht im Ablauf der Woche. Am letzten Tag wird es dann ganz konkret. Jeder äußert sich darüber, wie er nun in seinem Lebenskreis Träger der Hoffnung sein kann, die der auferstandene Christus schenkt, wie er Hoffnung dahin tragen kann, wo es keine mehr gibt.“

„Dreimal am Tag versammelt sich die ganze Schar mit den Brüdern zu einem langen Gottesdienst. Ein großer dämmeriger Raum empfängt einen, im Kerzenlicht schimmern Ikonen. Bänke oder Stühle gibt es kaum, man kniet oder sitzt auf dem mit Teppich ausgelegten Boden. Die Mitte des Raumes nehmen die Brüder in ihren weißen gottesdienstlichen Gewändern ein, den übrigen Raum füllt die Jugend in Blue Jeans. Hier erlebt man die ganze Welt und Vielfalt der ›Konzilsgemeinschaft‹: ein Abbild des weltweit verstreuten ›Volkes Gottes‹. In den Ablauf des Gottesdienstes sind bewußt Elemente aus den verschiedenen Kirchen aufgenommen. Biblische Lesungen und Gebete werden in mehreren Sprachen formuliert – etwa auch afrikanisch oder indisch. Ein fester Bestandteil sind die langen Zeiten des Schweigens. Und es ist ein überwältigender Eindruck, wie diese Menge von über tausend jungen Menschen auf dem Boden kniend in konzentrierter Stille dem Gebet oder der Meditation hingegeben ist.“
Das Erlebnis dieses Gottesdienstes macht deutlich, was in Taizé als „Kontemplation“ bezeichnet wird. Aus dieser Grundhaltung heraus soll Aktivität, Engagement in der Welt erwachsen. „Kampf und Kontemplation“ heißen die Spannungspole, zwischen denen sich das Leben in der Gemeinschaft von Taizé bewegt.

III. Grundtypen der Meditation – Begriffliche Klärung

Die mannigfachen Methoden der verschiedenen Richtungen lassen sich auf einige Grundtypen zurückführen. Sie stellen sich als Gegensatzpaare dar.

1. Gegenständliche – übergegenständliche Meditation

Die gegenständliche Meditation beschäftigt sich mit sichtbaren Gegenständen, mit geformten Dingen der Welt oder in religiöser Sicht mit den Berichten und Urkunden der Religionsgemeinschaften. Gegenstand kann ein Ding oder eine Person sein, die uns in der gewöhnlichen Erfahrung begegnen und uns als etwas anderes, von uns Getrenntes gegenüberstehen.

Die übergegenständliche Meditation ist bemüht, von Anfang an nicht im Bereich der Gegenstände und Formen zu verweilen, sondern gleich in den Raum des Schweigens vorzudringen, in dem die Gestalten zurücktreten und der Grund aller Dinge erfahren wird. Alles Üben richtet sich darauf, Störungen der inneren Ruhe und des gesammelten Blickes in das Dunkel auszuschalten. Ziel der Übung ist es, gleichsam an der Schwelle des Heiligtums zu sitzen, erfüllt mit der Sehnsucht nach Transzendenz. Dieser Weg bietet sich an für alle, die sich längere Zeit in gegenständlicher Art mit Worten und Bildern beschäftigt haben und sich nun danach sehnen, der Wirklichkeit ganz nahe zu sein, die in allen Worten und Bildern gemeint ist.

2. Naturale Meditation – Glaubensmeditation

Die naturale Meditation ist grundsätzlich jedem Menschen zugänglich und setzt keinen religiösen Glauben voraus. Sie richtet sich auf die geschaffenen Dinge, aber auch auf Erfahrungen des menschlichen Lebens. Sie kann gegenständlich sein, also Natur- oder Kunstgegenstände oder Mitmenschen zum Objekt haben, wenn nur das Gegenüber Geheimnistiefe trägt. Die naturale Meditation kann auch übergegenständlich sein, also reine Versenkung in der Art des Zen, d.h. Meditation einer tiefen Einheit. Beide Arten werden vereint bei der Existenzmeditation. Sie hat zum Thema eine Erfahrung des Daseins, z.B. „Ich bin getragen“ oder „Ich bin entworfen“. Der Kern der Übung aber ist der Vollzug des eigenen Wesens, das als nichtgegenständlich anzusehen ist. Der Wert der naturalen Meditation besteht vor allem darin, daß sie die Tiefenschichten des Menschen weckt. Der Mensch wird fähig zur Begegnung mit den Geheimnistiefen der Schöpfung; sie erschließt Lebensreichtum und die Ahnung eines letzten Geheimnisses. Sie disponiert damit für den Glauben. Der Mensch wird zu seinem eigentlichen Wesen und auf Gott hin befreit oder auf den Weg gebracht. Auch wo gelebter christlicher Glaube vorhanden ist, läßt naturale Meditation vieles davon in neuem Licht, in neuer Tiefe und Lebendigkeit aufgehen.

Die eigentliche Glaubensmeditation ist nur dem glaubenden Menschen zugänglich. Der Ausgangspunkt sind religiöse Schriften und Bilder und die Zeugnisse und Vorbilder großer Glaubensgestalten. Für den Christen ist das Ziel der Glaubensmeditation das Hineinwachsen in die Länge und Breite, Höhe und Tiefe des Heilswerkes Gottes.

Der biblischen Textmeditation geht exegetische Klärung und betrachtendes Eindringen voraus. Bei der eigentlichen Meditation muß der Übende lernen, Worte und Bilder der Hl. Schrift in sich aufzunehmen, sich prägen zu lassen, sich auszuliefern und schließlich eins zu werden. Auch bei der Glaubensmeditation lassen sich die Grundtypen „gegenständlich“ und „übergegenständlich“ unterscheiden. Beim praktischen Vollzug gibt es allerdings vielerlei Übergänge. Doch ist zu beachten, daß viele Stellen des Johannes-Evangeliums und der Paulus-Briefe nur in übergegenständlicher Form zu erfassen sind, da sie aus der mystischen Erfahrung der Verfasser hervorgekommen sind.

3. Zur Wortgeschichte des Begriffes „Meditation“

Im Alten Testament wird Meditation meist im Zusammenhang mit dem Hören des Gotteswortes gebraucht. Der Fachausdruck (*haga*) meint das halblaute Murmeln und Wiederholen des Wortes. Der Kehlkopf galt daher als Sitz der Meditation. Weiter meint Meditation auch das Echo auf das Gotteswort, das im Herzen des Beters gehütet und gepflegt werden muß, um im Leben wirksam zu

werden. Der Gegenstand der Meditation sind die Weisungen und Machttaten Gottes, aber auch die Wunder der Schöpfung.

Im Neuen Testament wird dieser Ansatz vertieft. Neben dem Hören des Gotteswortes liegt der Schwerpunkt auf dem Einüben (*meditari*) des christlichen Lebens. Als Ort der Meditation zeigt sich immer deutlicher das Herz des Menschen. Maria bewahrte die Botschaft der Hirten und die Worte ihres Sohnes im Herzen, deren tiefe Bedeutung erfassend, und denkt darüber nach. Durch das Pfingstfest geschieht eine weitere Vertiefung der Meditation. Der Gottesgeist schenkt ein neues Hören und Sehen.

Von den Kirchenvätern wird dieser Gedanke erweitert, wenn sie feststellen: „Der Mensch spricht in der Meditation nicht nur die Rede Gottes nach, sondern sein Meditieren ist auch der Ort, an dem ihm durch Gottes Geist seine Antwort *abgehört* wird.“ Einen Vers aus dem Weisheitsbuch haben die Kirchenväter auf diesen Vorgang angewendet: „Der Geist des Herrn erfüllt den Erdkreis. Er hält das All zusammen und kennt jeden Laut“ (der bei der Meditation im Herzen des Menschen aufklingt).

In unserem Jahrhundert hat der Begriff Meditation eine erhebliche Ausweitung erfahren, die in den letzten Jahren zu einer wahren Inflation des Wortes geführt hat. Dieser Mißbrauch ist zu bedauern, da er die Gefahr der Verwässerung und Entwertung birgt. Doch ist zu bedenken, daß seit der Jahrhundertwende das Wissen hinsichtlich der Meditation beträchtlich gewachsen ist und viele neue Methoden entdeckt wurden. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß sich ein erweiterter Begriff herausbildet. Die Entwicklung ist noch im Fluß, und eine letzte Klärung muß abgewartet werden. Der Rückblick auf die Aussagen der Hl. Schrift zur Meditation zeigt allerdings, daß die Grundthemen der Meditation die gleichen geblieben sind. Damals wie heute geht es um das Vernehmen des Schöpfungswortes (*naturale Meditation*) und um das Hören des Offenbarungswortes (*Glaubensmeditation*).

(Es folgt ein zweiter Teil)

Diskussion um den Zölibat neu aufgeflammt

Zu den Fragen, die in der Kirche seit dem II. Vatikanischen Konzil nachdrücklich und immer neu diskutiert werden, gehört der Pflichtzölibat der Priester in der lateinischen Kirche. Papst Paul VI. griff schon relativ früh mit der Enzyklika „Sacerdotalis Caelibatus“ vom 24. Juni 1967 in die Auseinandersetzung ein und legte die Lehre der Kirche dar. Neuerdings hat ein so besonnener und geachteter Mann wie der emeritierte Moraltheologe der Münchener Universität Prälat Richard Egenter um des Heils der Seelen willen den Abbau des priesterlichen Pflichtzölibats und die kluge allmähliche Zulassung des verheirateten Priesters befürwortet (s. Stimmen der Zeit, September 1977, S. 635-638). Ihm antwortete in sehr dichter, klarer Form der Münchener Erzbischof Kardinal Ratzinger, der die Ursache des gegenwärtigen Priestermangels nicht im Festhalten der Kirche am Zölibat, sondern – wohl mit Recht – in der herrschenden Glaubensschwäche sieht (s. Stimmen der Zeit, November 1977, S. 781-783). Wir bringen nachstehend in deutscher Übersetzung einen Artikel, den Roberto Moretti, Dekan der Theologischen Fakultät Theresianum in Rom, zum 10. Jahrestag der Enzyklika „Sacerdotalis Caelibatus“ im Osservatore Romano veröffentlicht hat.

Wer die theologischen Motivationen der Enzyklika Sacerdotalis Caelibatus überdenkt, dem geht beim langsamen Erwägen der drei Bedeutungsinhalte des Charismas der Ehelosigkeit, seines christologischen, ekklesiologischen und eschatologischen Sinnes, klar auf, daß man das Grundmotiv und den Leitfaden der Enzyklika in dem besonderen Ideal der Liebe zu sehen hat, das darin dem priesterlichen Leben vor Augen gestellt wird. Als Ursprung dieses Ideals wird auf den Neuheitscharakter Christi verwiesen, oder besser gesagt, auf die *neue Schöpfung*, die Christus in seinem Paschah-Geheimnis zur Vollendung gebracht hat, „indem er in Zeit und Welt eine neue, hohe Form des Lebens einführte, durch die die irdische Grundbefindlichkeit der Menschheit selbst eine Veränderung erfährt“ (Nr. 19).

Sofort danach betont das Dokument die vorrangige Rolle der Liebe: „Die Antwort auf die göttliche Berufung ist eine Antwort der Liebe auf die Liebe, die Christus uns in so hervorragender Weise erwiesen hat (Joh 15,13; 3,16). Diese nimmt bei der speziellen Liebe zu den Seelen, an die er seine bedeutungsvollsten Anrufe ergehen ließ (vgl. Mk 10,21), einen geheimnisvollen Charakter an. Die Gnade mit ihrer göttlichen Kraft vervielfältigt die Anforderungen der Liebe, die,

wenn sie echt ist, auf Totalität, Ausschließlichkeit, Festigkeit und Dauerhaftigkeit zielt und einen unwiderstehlichen Ansporn zu jeder Art von Heldentum darstellt. Deshalb hat die Kirche die Wahl des hl. Zölibates immer als ein Zeichen und einen Antrieb für eine Liebe betrachtet, die für alle offen ist“ (Nr. 24). Durch die Betonung des vorrangigen Wertes der Liebe und durch die Hinordnung des Geheimnisses der Berufung zur Jungfräulichkeit auf den Neuheitscharakter Christi läßt das Dokument Pauls VI. uns ein, beim Reden über den priesterlichen Zölibat sowohl den Horizont der theologischen Reflexion als auch die spirituelle Perspektive auszuweiten und zugleich damit auch eine Ausweitung der theologischen Sicht der Liebe vorzunehmen. Diese Liebe muß, bevor man sie im Menschen wahrnimmt, von Gott ausgesagt werden. Nicht nur in der Offenbarung des Neuen Bundes, sondern schon im Alten und bei der ganzen Durchführung seines Heilsplanes gibt Gott sich vor allem als die unendliche Liebe, als das heilige, unausschöpfliche Wunder der Barmherzigkeit und Treue zu erkennen. Als solcher spricht er zu uns, so schenkt er sich uns.

Sein Geschenk schlechthin ist sein eingeborener menschgewordener Sohn. In seiner Menschheit von Maria jungfräulich empfangen und geboren, hat er jungfräulich gelebt und sich in jungfräulicher Hingabe für die Verherrlichung des Vaters und das Heil der Menschen geopfert. Jungfräulich ging er in seine Herrlichkeit ein, jungfräulich ist er in der Eucharistie das Leben seiner Kirche. In dieser Menschheit, „in der alle Schätze der Weisheit und Erkenntnis verborgen sind“ und „in der die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig wohnt“ (Kol 2,3.9), wird uns „das Leben selbst, das alles erneuert“ (LG 56), geschenkt.

Wenn man die Größe dieser Gabe und dieser Liebe betrachtet und wenn man bedenkt, daß sie in der Kraft des Geistes des Vaters und des Sohnes, also mit einer ungeheuren Dynamik zu uns kommt, dann besteht wirklich keine Notwendigkeit, zur Erklärung der explosionsartigen Ausbreitung der Berufung zur Jungfräulichkeit im Christentum die asketischen Vorstellungen des Neuplatonismus oder ich weiß nicht was für manichäische Dualismen in Anspruch zu nehmen. Nicht das Entstehen des Standes der Jungfräulichkeit, sondern die Wirkungslosigkeit des Aufrufs dazu müßte überrascht haben. Jesus, der Sohn Gottes, der zu uns kommt im Glanz seiner jungfräulichen Liebe und der uns in die geheimnisvolle Welt seiner Gnade einpflanzt, konnte in seiner Kirche unmöglich ohne begeisterte Antwort bleiben. Letzten Endes ist die Wahl der Jungfräulichkeit, wenn sie natürlich auch eine Gnade ist, doch eine ganz normale Sache der Gesetzmäßigkeit der Liebe. Dafür spricht auch, daß die endgültige Vollendung der Kirche darin besteht, ganz und gar die unbefleckte, jungfräuliche Braut des Lammes zu sein (vgl. Offb 19,7-9; 21,2), wenn alle ihre Kinder sein werden wie die Engel Gottes (Mt 22,30).

Die Enzyklika führt aus, daß jede echte Liebe total, ausschließlich, fest und dauerhaft sein will (Nr. 24). Wir können hinzufügen: Sie will auch Verähnlichung

und Angleichung bewirken, und zwar in dem Maße, als es gelingt, sie nicht nur echt, sondern auch in einer tiefen, innigen Lebensgemeinschaft zu leben. Auf keinen anderen Fall trifft zu, was für das Verhältnis zwischen Christus und dem Menschen gilt: daß wir Zweige an ihm, dem Rebstock, sind (vgl. Joh 15,5), daß er unser Leben ist (vgl. Kol 3,4) und daß wir, gemäß der wiederholten Ausdrucksweise des hl. Paulus, in ihm sind. Die Verähnlichung und Angleichung zwischen Christus und dem Menschen durch die Liebe wendet sich daher natürlicherweise jungfräulichen Horizonten zu, selbstverständlich unter Berücksichtigung der Tatsache, daß die Kirche sich noch auf der Pilgerschaft befindet. Die Enzyklika vergißt daher unter den Motivationen für den priesterlichen Zölibat nicht das eschatologische Moment. Das jungfräuliche Leben ist eine Liebe, die eine Vorwegnahme darstellt, jedoch nicht allein durch die Verkündigung einer Botschaft, sondern durch ein prophetisches Zeugnis von der Erfahrung des Göttlichen. Dieses Zeugnis wird bei einem Seelsorger für die ganze Gemeinde wirkungsvoll und lebensnotwendig, denn der Seelsorger ist mit Vorrang gerufen, für die göttlichen Werte der Liebe Christi, des Hauptes, Bräutigams und Guten Hirten, Zeugnis abzulegen.

Nach der Lehre des hl. Paulus wirkt sich die Dynamik der jungfräulichen Liebe in allen Lebenslagen unermüdlich aus. Sie ist wie eine Passion, die allein und immer Christus gefallen und an Leib und Geist heilig sein will (vgl. 1 Kor 17,32-34). Hier haben wir die Wurzel für jenes besondere asketische Engagement, von dem das Bekenntnis zur Jungfräulichkeit und zum Zölibat gekennzeichnet wird: Es handelt sich um einen asketischen Einsatz, der von dem Verlangen nach der geistlichen Freiheit der Liebe beseelt wird. Bei dieser Freiheit geht es nicht nur um das Drängen, Christus anzuhängen und ihn zu besitzen, sondern ihm auch in einer möglichst großen Zahl von Mitmenschen zu begegnen, zu dienen und zu gehören. Man darf nicht vergessen, daß die priesterliche Liebe in hervorragender Weise Hirtenliebe ist.

Schließlich darf man bei dieser kostbaren Freiheit nicht die Beziehung übersehen, die zwischen dem Bekenntnis zum Zölibat und einem starken, innigen Gebetsleben mit seinem kontemplativen Aufschwung besteht. Die engen Beziehungen zwischen dem kontemplativen Gebet und der Reinheit von Herz, Sinn und Geist gehört zu den klassischen Stellen der geistlichen Überlieferung des Christentums. In der Gegenwart fehlt es nicht an Stimmen, die, wohl um die Werte des Zölibats und der Kontemplation herabzusetzen, darin eine Form von aristokratischem Intellektualismus sehen wollen, der sich von inzwischen aus der Mode gekommenen philosophischen Vorstellungen ableitet. In Wirklichkeit entspringt die christliche Kontemplation der tiefen Erfahrung Gottes in der Liebe, die uns mit ihm vereinigt und geradezu in ihn umwandelt. Der hl. Johannes, der sich in der Liebe und in der Kontemplation auskannte, schreibt: „Jeder, der

liebt, ist aus Gott geboren. Wer nicht liebt, hat Gott nicht erkannt, denn Gott ist die Liebe“ (1 Joh 4,7 f). Gerade weil eine tief jungfräuliche Existenz in die innersten Geheimnisse der göttlichen Liebe zu führen vermag, wird man auch in der Kontemplation leicht mit ihnen vertraut. Liebe, Kontemplation, Freiheit, Hingabe: das sind die Früchte des Zölibats.

Überblick über die Schriften des Dieners Gottes Pater Joseph Kentenich

Allgemeine Kennzeichnung

Der weitaus größte Teil der Schriften des Dieners Gottes Pater Joseph Kentenich entstand im engsten Zusammenhang mit seiner Wirksamkeit als Seelsorger, Erzieher und Gründer der Apostolischen Bewegung von Schönstatt. Eine Ausnahme davon bilden, soweit sich dies bis jetzt feststellen läßt, lediglich die Aufzeichnungen, Briefe und Prüfungsarbeiten des Schülers, Novizen und Theologiestudenten aus den Jahren 1899 bis 1910. Bei den meisten Schriften handelt es sich um Gelegenheitsschriften. Pater Kentenich, der sich weder als Schriftsteller noch als Fachwissenschaftler betrachtete, verfaßte sie jeweils aus einem bestimmten Anlaß, sei es um Fragen, die an ihn gerichtet wurden, zu beantworten, sei es um auf kritische Einwände, die seine Gründung betrafen, einzugehen, sei es um seinen Mitarbeitern oder Mitgliedern seiner Gründung Sachverhalte religiöser, pädagogischer oder organisatorischer Art auseinanderzusetzen. Im einzelnen läßt sich der schriftliche Nachlaß Pater Kentenichs wie folgt unterteilen: 1. Briefe; 2. Abhandlungen; 3. Predigten; 4. Gebetsliteratur; 5. Vorträge. Aus dieser Aufstellung geht hervor, daß Pater Kentenich keine Aufzeichnungen hinterließ, die man im eigentlichen Sinne als „geistliches Tagebuch“ bezeichnen könnte. Nur aus der Zeit seines Noviziates und aus seinen ersten Priesterjahren (bis 1918) liegen Notizen vor, die in die Nähe eines geistlichen Tagebuches kommen. Sie wurden zumeist bei den jährlichen Exerzitien oder bei der monatlichen Geisteserneuerung niedergeschrieben.

1. Briefe

Der von dem Diener Gottes während seines Lebens geführte Briefwechsel dürfte nur schwer zu überschauen sein. Die Zahl der Menschen, die Pater Kentenich als Beichtvater, Seelenführer oder Gewissensberater in Anspruch nahmen und aus diesem Grunde mit ihm auch in schriftliche Verbindung traten, muß als ungewöhnlich groß bezeichnet werden. Außer ihnen gehörten zu den Empfängern von Briefen Pater Kentenichs kirchliche Vorgesetzte (Obere der Gesellschaft der Pallottiner, Bischöfe, römische Kongregationen), kirchliche Dienststellen, Leiter von kirchlichen Vereinigungen und Instituten, Mitarbeiter und Mitglieder seines Werkes. Einen besonderen Platz nehmen die Briefe ein, die Pater Kentenich während seiner Haft in Gefängnis und Konzentrationslager 1941-1945 schrieb.

2. Abhandlungen

Einige Abhandlungen des Dieners Gottes stammen aus den ersten Jahren nach seiner Priesterweihe im Jahre 1910 und haben allgemeine theologische oder pastorale Gegenstände zum Thema: Fragen der Exegese, der Pädagogik, der Frauenseelsorge u.ä.m.

Die bedeutenderen Abhandlungen, die Pater Kentenich in der Frühzeit des beginnenden Schönstattwerkes verfaßte, wurden 1939 von Ferdinand Kastner in dem Sammelband „Unter dem Schutze Mariens“ veröffentlicht. Davon sind besonders zu erwähnen der Text „Für Internatskongregationen“ (a.a.O., S. 179-199) und die „Psychologie der Marienverehrung“ (a.a.O., S. 254-260). Eine Sammlung von längeren und kürzeren Abhandlungen aus den späteren Jahren gab Pater Kentenich selbst 1935 in dem ersten Band der Schönstatt-Studien, betitelt „Schwebende Fragen“, heraus. Diese Abhandlungen dienten der Klärung einer Reihe von Schwierigkeiten, die um die Eigenart seiner Gründung und die theologische Begründung bestimmter zentraler Ideen der Schönstattbewegung aufgekommen waren.

Trotz der schwierigen Situation, in der Pater Kentenich sich während seiner Haft in Gefängnis und Konzentrationslager befand, gelang es ihm, einige Abhandlungen zu schreiben, die der Förderung des geistlichen Lebens in den von ihm gegründeten Gemeinschaften gewidmet waren: So die „Nova creatura in Jesu et Maria“ (Anfang 1942), den „Hirtenspiegel“ (1943/44), die „Werkzeugsfrömmigkeit“ (1944). Aus der gleichen Zeit stammen zwei Abhandlungen, die das Verständnis des Schönstattwerkes in der kirchlichen Öffentlichkeit fördern wollten: „Fatima und Schönstatt“ und „Schönstatt als Gnadenort“ (beide 1944).

Von seinen apostolischen Reisen, die Pater Kentenich dank der Hilfe durch den Heiligen Stuhl in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg nach Südafrika, Süd- und Nordamerika durchführen konnte, schickte er jeweils längere Berichte nach Schönstatt: den „Südamerika-Bericht“ 1947, den „Afrika-Bericht“ 1948 und den „Nordamerika-Bericht“ ebenfalls 1948.

Eine Anzahl von Abhandlungen aus der Feder Pater Kentenichs haben die Form von Briefen. Das trifft z.B. zu auf die sogenannten „Oktoberbriefe“, die er 1948 und 1949 von Südamerika aus an die Delegierten seines Werkes richtete, die sich jeweils im Oktober (daher der Name „Oktoberbriefe“) zu ihrer alljährlichen Versammlung zusammenfanden. In diesen Briefen geht es Pater Kentenich um eine umfassende Deutung der Zeichen der Zeit sowie um eine Wegweisung für das innere Leben und das Apostolat seiner Bewegung.

Zu den Abhandlungen in Briefform kann man auch die längeren schriftlichen Stellungnahmen zählen, die der Diener Gottes an verschiedene kirchliche Adressaten richtete: an den Bischof von Trier unter dem 15. April 1936 und unter dem 31. Mai 1949 (mit Fortsetzung vom 24. Juni 1949 und 31. Juli 1949), an den Generalobern der Pallottiner Pater Adalbert Turowski vom 8. Dezember 1952, an dessen Nachfolger Pater Wilhelm Möhler vom 10. Februar 1956 und an den damaligen Leiter der Schönstattpriestergemeinschaft Prälat Joseph Schmitz vom 13. Mai 1952.

In den Jahren, die Pater Kentenich von 1952 bis 1965 in Milwaukee/USA verbrachte, entstanden aus gegebenem Anlaß ebenfalls kleinere oder größere Ab-

handlungen: 1955 die umfangreiche Schrift „Maria Mutter und Erzieherin“, 1957 der Exkurs „Zum Spannungsverhältnis von Amt und Charisma“, 1961 „What is my philosophy of education?“ und „Krise um Regierungsformen“. Für die spätere Geschichtsschreibung über sein Werk legte er gelegentlich sogenannte „Chroniknotizen“ bzw. „Glossen“ nieder.

Die letzte Abhandlung entwarf der Diener Gottes eine Woche vor seinem Tod in der Form eines ausführlichen Grußwortes an die Versammlung der Schönstattfamilie auf dem Katholikentag in Essen am 7. September 1968 unter dem Leitgedanken „Mit Maria hoffnungsfreudig und siegesgewiß in die neueste Zeit“.

3. Predigten

Von den Predigten des Dieners Gottes liegen vollausgeführte Entwürfe vor aus den ersten Priesterjahren. Diese Predigten wurden auf Aushilfen an verschiedenen Orten der Diözesen Limburg, Trier und Köln gehalten. In ihnen lassen sich schon die großen Linien erkennen, die für das spätere Leben Pater Kentenichs charakteristisch sind: der Glaube an Gott als Vater und an die göttliche Vorsehung; die Liebe als Zentralmotiv des göttlichen Handelns; die Gestalt und Gestaltungsmacht der Gottesmutter; die Deutung der Zeichen der Zeit; die Welt-sendung und Weltverantwortung des Christen.

Desgleichen sind die meisten Texte der Predigten vorhanden, die Pater Kentenich von 1962 bis 1965 als Seelsorger der Katholiken deutscher Zunge in Milwaukee hielt, da sie auf Tonband aufgenommen wurden. In ihnen ging es Pater Kentenich in der Hauptsache um den Aufriß einer christlichen Anthropologie für heute und um die Umsetzung des Zweiten Vatikanischen Konzils in die Praxis des christlichen Lebens.

4. Gebetsliteratur

Die meisten Gebete, die der Diener Gottes seiner Gründung hinterlassen hat, sind im Konzentrationslager Dachau entstanden und liegen in der Sammlung „Himmelwärts“ vor (Erstausgabe im Druck 1945). Doch haben sich auch Gebete aus der Anfangszeit seiner Gründung erhalten, so das Gebet „Mutter mit dem Himmelskinde, steig herab auf Deutschlands Fluren...“ und „Mutter dreimal wunderbar, lehr uns, deine Ritter, streiten...“ In der ganzen Schönstattbewegung heimisch geworden ist ein Gebet, das in die Jugendzeit Pater Kentenichs zurückgeht: „Sei gegrüßt, Maria! Um deiner Reinheit willen bewahre rein meinen Leib und meine Seele. Öffne mir weit dein und deines Sohnes Herz. Gib mir Seelen und nimm alles andere für dich.“ („Ave Maria, puritatis tuae causa custodi animam meam et corpus meum. Aperi mihi cor tuum et cor filii tui. Da mihi animas et cetera tolle tibi.“)

5. Vorträge

Aus der ungemein großen Zahl von Vorträgen, die Pater Kentenich in seinen 58 Priesterjahren hielt, ragen hervor die sogenannten „Gründungsurkunden“, und zwar: die Vorgründungsurkunde vom 27. Oktober 1912, die erste Gründungsurkunde vom 18. Oktober 1914, die zweite Gründungsurkunde vom 18. Okto-

ber 1939 und die dritte Gründungsurkunde vom 24. September, 18. Oktober und 8. Dezember 1944. Von diesen für das Werk Pater Kentenichs grundlegenden Dokumenten sind authentische, von Pater Kentenich selbst autorisierte Texte vorhanden. Das trifft auch auf die Vorträge zu, die Pater Kentenich als Spiritual des Studienheims Schönstatt und als geistlicher Leiter der dortigen Marianischen Kongregation in den Jahren 1912 bis 1914 hielt. Die weitaus meisten Vorträge aus den späteren Jahren und Jahrzehnten liegen indes gewöhnlich nur in Mit- oder Nachschriften vor, die von Teilnehmern und Teilnehmerinnen seiner Kurse und Tagungen nach bestem Können angefertigt wurden. Eine Ausnahme stellen in dieser Hinsicht die Vorträge aus den letzten Lebensjahren 1965 bis 1968 dar, die auf Tonband aufgenommen werden konnten.

Druckausgaben authentischer Texte

1. Die Gründungsurkunden (2. Aufl.), Vallendar 1969: Schönstatt-Verlag
2. Ferdinand Kastner (Hrg.): Unter dem Schutze Mariens - Untersuchungen und Dokumente aus der Frühzeit Schönstatts 1912-1914, Paderborn 1939: Verlag Schöningh.
3. Schwebende Fragen (Schönstatt-Studien, Heft 1), Schönstatt bei Vallendar am Rhein 1935 (Manuskriptdruck).
4. Marianische Werkzeugsfrömmigkeit. Vallendar 1974: Schönstatt-Verlag.
5. Oktoberbrief 1948. Manuskriptdruck.
6. Oktoberbrief 1949. Manuskriptdruck. Neuausgabe: Vallendar 1970: Schönstatt-Verlag.
7. Das Lebensgeheimnis Schönstatts. I. Teil, Vallendar 1971; II. Teil, Vallendar 1972: Patris-Verlag.
8. Maria, Mutter und Erzieherin – Eine angewandte Mariologie, Vallendar 1973: Schönstatt-Verlag.
9. Aus dem Glauben leben – Predigten in Milwaukee, Band 1 - 10, Vallendar 1969 ff.: Patris-Verlag.
10. Texte zum Vorsehungsglauben, Vallendar 1970: Patris-Verlag. (Eine Auswahl aus verschiedenen Schriften Pater Kentenichs zum Thema des Vorsehungsglaubens.)
11. Texte zum Verständnis Schönstatts, Vallendar 1974: Patris-Verlag. (Der Band stellt zum größten Teil eine Neuveröffentlichung früherer, aber inzwischen vergriffener Texte dar.)
12. Aus den Menschen, für die Menschen – Predigten über das Priestertum, Vallendar 1970: Patris-Verlag.

Druckausgaben nicht-autorisierten Mitschriften

1. Ethos und Ideal in der Erziehung. Wege zur Persönlichkeitsbildung (Jugendpädagogische Tagung 1931), Vallendar 1972: Schönstatt-Verlag.
2. Marianische Erziehung – Pädagogische Tagung 1934, Vallendar 1971: Patris-Verlag.

3. Grundriß einer neuzeitlichen Pädagogik für die Hand des katholischen Erziehers (Pädagogische Tagung 1950), Vallendar 1971: Schönstatt-Verlag.
4. Daß neue Menschen werden. Eine pädagogische Religionspsychologie (Pädagogische Tagung 1951), Vallendar 1971: Schönstatt-Verlag.
5. Krönung Mariens – Rettung der christlichen Gesellschaftsordnung (Oktoberwoche 1946), Vallendar 1977: Schönstatt-Verlag.

E. Monnerjahn

Buchbesprechungen

IM VERLAG HERDER ERSCHIEN IM April dieses Jahres ein Marienbuch von über 200 Seiten, herausgegeben von Wolfgang Beinert, mit dem Titel „Maria heute ehren“. Das Buch besteht aus drei Hauptteilen. Im ersten Teil „Grundlagen“ werden von Wolfgang Beinert (Bochum) die Ansatzpunkte für eine zeitgemäße Marienverehrung und die theologischen Perspektiven marianischer Frömmigkeit aufgezeigt. Emmanuel Jungclaussen (Niederaltaich) behandelt den Marienkult im östlichen Christentum, während Heinrich Petri (Paderborn) Maria in der reformatorischen Frömmigkeit darstellt. Der zweite Teil „Maria im Leben der Kirche“ beginnt mit einer Abhandlung über die Stellung Mariens in Sakramentenfeier, Stundengebet und Kirchenjahr (Hans-Joachim Schulz, Bochum). Im Anschluß daran werden im einzelnen die marianischen Hochfeste, die Fest- und Gedenktage der Gottesmutter und die Commune-Messen behandelt. Dabei bietet H.-J. Schulz jeweils eine liturgiegeschichtliche Einführung. Leo Scheffczyk (München) erschließt jeweils den dogmatischen Gehalt, während Gerhard Voss (Niederaltaich) eine meditative Hinführung zum Festgeheimnis bietet. Im dritten Teil „Marienverehrung in Andacht und Brauchtum“ werden der Engel des Herrn und das Rosenkranzgebet von Aloys Klein (Paderborn) erläutert. Weihbischof Paul Nordhues (Paderborn) bietet Anregungen zu marianischen Gottesdiensten mit Hilfe des Gotteslob. Peter Lippert (Hennef) gibt Hinweise zu den Marienmonaten und Wallfahrten. Hans Urs von Balthasar beschließt das Buch mit einem Epilog „Die Marianische Prägung der Kirche“. Das Buch wendet sich an Theologen und Seelsorger und will vor allem diesen für heute Hilfen anbieten.

Es ist sehr zu begrüßen, daß dieses Thema von einer Reihe Theologen, darunter dem namhaften und soliden Münchener Dogmatiker Leo Scheffczyk, aufgegriffen wird. Dieses neue Marienbuch trifft auf eine breite Marktlücke und kommt sicher dem Wunsch vieler entgegen. Es bietet für den Seelsorger wertvolle Hilfen für die Feier der Marienfeste und Mariengedenktage. Gerade auch für die Predigt und Einführung in die Messe an diesen Tagen ist es sehr hilfreich. Leider sind die Beiträge von recht unterschiedli-

chem Gewicht. Die grundlegende Einführung von W. Beinert zeigt gute Ansätze und wertvolle Hinweise, bleibt aber streckenweise defensiv-minimalisierend. Man hätte seinen Partien zuweilen einen mehr positiv-aufschließenden Tenor gewünscht. Die Beiträge von P. Lippert und P. Nordhues helfen wenig weiter und zeigen eher die Hilflosigkeit der heutigen Pastoraltheologie im Blick auf die marianische Spiritualität. Außerst anregend sind die Abhandlungen von L. Scheffczyk. Er stellt das Geheimnis der Marienfeste positiv dar und entfaltet gläubig deren theologischen Gehalt. Ähnlich anregend und hilfreich sind die liturgiegeschichtlichen Einführungen von H. J. Schulz. Von etwas unterschiedlicher Qualität ist die meditative Hinführung zu den Festen von G. Voss (der etwa zum Fest Mariä Verkündigung in der Behandlung der Exegese zu Jes 11,1 differenzierter schreiben dürfte). Gut ist bei ihm u.a., daß er über den Text der Einheitsübersetzung zum Urtext zurückgreift, wobei mehrfach die Fragwürdigkeit und Schwäche der Einheitsübersetzung (und einiger Partien des deutschen „Neuen Stundenbuches“) offenkundig wird. Insgesamt gibt gerade der zweite Teil die meisten Anregungen für die pastorale Praxis.

Bei aller Kritik sehe ich in diesem neuen Buch insgesamt eine brauchbare Hilfe für den Seelsorger. Wer es kritisch zu lesen und gut ausgewählt zu nützen versteht, empfängt daraus vielfältige Impulse.

Wolfgang Beinert (Hrg.), *Maria heute ehren*, Freiburg 1977: Verlag Herder, 320 S., DM 32,00.

R. Zollitsch

AN ROMBÜCHERN U. ROMFÜHRERN ist kein Mangel. Unter den Neuerscheinungen und Neuauflagen der jüngsten Zeit darf auf eine Publikation hingewiesen werden, die der Feder der seit vielen Jahren in der Ewigen Stadt lebenden Historikerin und Schriftstellerin Eva-Maria Jung-Inglessis entstammt, mit dem Titel „Romfahrt durch zwei Jahrtausende“. Die Originalität des Buches besteht darin, daß es den Leser Rom nicht nur in seinem heutigen Zustand, sondern mit den Augen der Pilger und Reisenden aller christlichen Jahrhunderte sehen

läßt, angefangen von den Pilgerfahrten des Frühchristentums über die Romfahrten des Mittelalters, der Renaissance, der Reformation, die Bildungsreisen des 18. Jahrhunderts bis hin zu unserem Zeitalter der Technik. Seit der Durchführung des ersten Heiligen Jahres unter Papst Bonifaz VIII. im Jahre 1300 benützt die Verfasserin die Einrichtung der Jubeljahre als besondere Marksteine ihrer Schilderung. Das Buch ist also „kein üblicher Romführer, sondern eine Geschichte der Romfahrten in Wort und Bild. Damit ist es zugleich ein Abriss der Geschichte der Stadt Rom, ihrer Kirchen und Kunstwerke, ihrer Päpste und Heiligen und auch der weniger heiligen Persönlichkeiten. Es steht auf dem neuesten Stand der wissenschaftlichen Forschung, ist aber absichtlich schlicht und einfach geschrieben, damit es auch für den nicht akademischen Leser interessant ist“ (Vorwort). Da das Buch vor allem für deutsche Leser gedacht ist, sind mit Vorzug solche Persönlichkeiten, Ereignisse und Stätten hervorge-

hoben worden, die für Deutsche von besonderem Interesse sind. So begegnen wir Karl dem Großen, Friedrich Barbarossa, Martin Luther, Goethe und vielen anderen, die die Anziehungskraft der Hauptstadt der Christenheit verspürten.

Das Buch ist hervorragend mit vielen alten Kupferstichen, farbigen Bildwiedergaben und modernen Fotografien ausgestattet, die, wenn möglich, das alte und das heutige Rom einander gegenüberstellen. Ein vollständiges Orts- und Namensregister ermöglicht das Nachschlagen, und eine ausführliche Quellen- und Literaturangabe erleichtert weitere Einzelstudien. Außerdem bietet die Zeittafel einen raschen Gesamtüberblick.

Jeder, der Rom schon kennt oder noch kennenlernen will, wird das Buch mit Gewinn lesen. *Eva-Maria Jung-Inglessis, Romfahrt durch zwei Jahrtausende, Bozen 1976: Athesiadruck, 336 S., kt.-lam., DM 28,00.*

E. Monnerjahn